1.

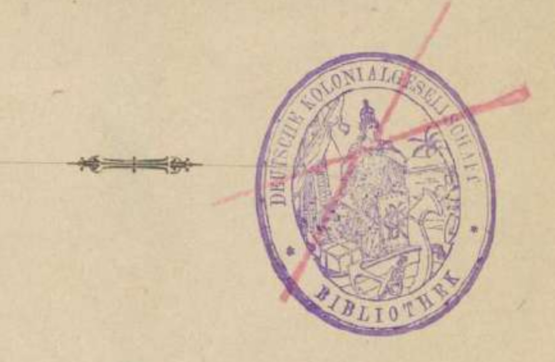
138

Das Evangelium in Deutsch-Ostafrika.

Eine zeitgeschichtliche Studie

von

C. Paul
Pfarrer in Lorenzkirch.



Leipzig 1892.
Verlag von H. G. Wallmann.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
UB
DFG

Uganda

Victoria Nyanza

Englisches Gebiet

Kenia

Kilima Ndscharo

Usambiro Ch.M.S.

Nasa Ch.M.S.

Moschi Ch.M.S.

Mombas

Urambo L.M.

Udschidschi

Uyui Ch.M.S.

Hohenfriedeberg B.III

Misozwe U.M.

Msarahe U.M.

Korogwe U.M.

Tanga B.III

Umba U.M.

Magila U.M.

Mkuzi U.M.

Mtowa

Tanganjika

Kisokwe Ch.M.S.

Sansibar

Mpwapwa Ch.M.S.

Mamboya Ch.M.S.

Dar-es-Salaam B.III

Rufidschi

Niamkorlo

Fwambo

Stevensonstrasse

Makapalile H.M.

Wangemannshöh B.I

Mdua U.M.

Chitangali U.M.

Lauranga U.M.

Massasi U.M.

Miwa U.M.

Newala U.M.

Rovuma Fl.

Nyassa

Bandawe

Portugiesisches Gebiet

Blantyre

Schire

Sambesi

Quilimane

Kartenskizze der

EVANGELISCHEN MISSION in DEUTSCH-OSTAFRIKA.

Maßstab 1 : 12.500.000

0 50 100 200 300 400 Kilometer

Grenze v. D.Ost-Afr.: ♁ Evang. Missionsstat.

Ch.M.S. Kirchliche Missionsgesellschaft
U.M. Universitätenmission
L.M. Londoner Mission
B.I Alte Berliner Missionsgesellschaft
B.III Deutsch-Ostafrikanische Missionsges.
H.M. Herrnhuter Mission



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Thür. Offenb. 3, 8.

„Wie steht's in Afrika?" so lautete eine Zeit lang die tägliche Frage im alten Rom, wenn die Männer, die am Gange der Politik interessiert waren, an einem öffentlichen Orte zusammen kamen. Die Römer waren damals das, was wir jetzt ein Kolonialvolk nennen, und sie haben es sich einige Jahrhunderte hindurch unzählige Opfer an Menschenleben und Geld kosten lassen, den dunkeln Erdteil zu bezwingen. Seitdem sind zwei Jahrtausende vergangen, in denen die Kolonialschöpfungen der Römer auf dem afrikanischen Boden sogut wie ganz verschwunden sind, und wieder taucht in Europa die Frage auf: „Wie steht's in Afrika?", nur daß in der Zwischenzeit andre Völker zu Kolonisten für Afrika herangereift sind. Unser deutsches Volk wird seit einigen Jahren von dieser Frage bewegt; es fehlt zwar nicht an Leuten, die sie wieder bei Seite drängen und am liebsten ganz von der Tagesordnung der großen politischen Fragen streichen möchten, gleichwohl braucht man keine besondere Prophetengabe zu besitzen, um voraus zusagen, daß das Interesse für Afrika bei uns nicht wieder erlöschen kann. Es wird sich vielmehr von Jahr zu Jahr steigern. Unter unsern afrikanischen Schutzgebieten aber steht Deutsch-Ostafrika oben an. Es ist für den Kundigen eine ausgemachte Sache, daß dort der Schwerpunkt unserer afrikanischen Interessen liegt und immer liegen bleiben wird, wenn nicht noch einmal große Grenzveränderungen in unsern dortigen Schutzgebieten eintreten sollten.

Die Teilnahme unseres Volkes an dem Ergehen der afrikanischen Kolonien ist nicht lediglich aus politischen Rücksichten oder den Interessen des Handels zu erklären. Es

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

liegt ihr bei vielen Anhängern der Kolonialbestrebungen ein religiöser oder doch wenigstens philanthropischer Gedanke zu Grunde. Die deutschen Missionskreise kannten Afrika und die Afrikaner und brachten Opfer für sie schon längst, ehe die deutsche Flagge an irgend einer Stelle des dunkeln Erdteils gehißt wurde. Was war natürlicher, als daß diese Freunde Afrikas, die allerdings zumeist unter den Stillen im Lande zu suchen sind, sich nach einigem Zögern mit Freuden der Kolonialbewegung anschlossen und sie in möglichst gesunde Bahnen zu lenken suchten? Von der Mitte der achtziger Jahre, das ist von der Besitzergreifung in Afrika an wird man einst eine neue Epoche im Missionsleben des evangelischen Deutschland zu rechnen haben. Seitdem ist die Mission bei uns zu einer Sache des öffentlichen Interesses geworden. Es war den Zeitungen anfangs ein ungewohntes Ding, über Missionsangelegenheiten zu schreiben und an unzähligen Stellen trat da eine beschämende Unwissenheit über dieses wichtige Liebeswerk der Kirche zu Tage. Aber man mußte darüber schreiben, wenn man die Leser zufriedenstellen wollte; man verbesserte sich erst von einem Tage zum andern, und allmälig ist man doch soweit gekommen, daß sich die Herren Zeitungsschreiber vor den gröbsten Irrtümern zu bewahren wissen. Die angeseheneren unter den Tagesblättern werden sich wohl auch über kurz oder lang entschließen, besondere Berichterstatter über Missionsangelegenheiten zu halten, wenigstens soweit sie eine freundliche Stellung zur Kirche einnehmen.

Von den afrikanischen Missionen wird seit einigen Jahren keine so oft genannt, wie die in Deutsch-Ostafrika; viele Zeitungsleser kennen vielleicht kaum eine andre. Man muß das bedauern. Die dortigen evangelischen Missionsbestrebungen sind zur Zeit durchaus noch nicht geeignet, eine rechte Vorstellung von der Bedeutung der evangelischen Heidenmission im Allgemeinen zu geben. Während wir in West- und Südafrika oder in den alten Kulturländern Asiens weite Missionsfelder haben, die der Ernte entgegenreifen, kann man in Ostafrika höchstens die Arbeit des Säemanns beobachten, der über den zugerichteten Acker dahinschreitet. Immerhin darf man heute schon sagen, daß Deutsch-Ostafrika auch als Missionsgebiet eine Zukunft haben wird. Es wäre traurig, wenn man ihm dieselbe ab-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
UB DFG

sprechen müßte. Die deutsche Macht und der deutsche Einfluß werden den Ostafrikanern und mittelbar auch den kolonisierenden Deutschen selbst nur dann zum Segen werden, wenn zugleich mit ihnen das Evangelium einzieht, mit der ihm innewohnenden Kraft die jetzt dort herrschende heidnische und muhammedanische Religion verdrängt und die segensreichen Keime zu einer Neugestaltung aller Dinge legt. Zur Vertiefung dieses Gedankens bei den Freunden der Mission und der Kolonialbewegung wollen die nachfolgenden Blätter beitragen. Wer sie mit dem Gedanken liest, daß ein Kolonialvolk nur wie eine Henne angesehen sein will, die für das Mutterland goldene Eier zu legen hat, wird seine Rechnung in denselben allerdings nicht finden. Ebenso dürfte es auch denen ergehen, die eine unüberwindliche Scheu haben, Mission und Kolonisation in Verbindung zu bringen, weil sie es als eine Art Entweihung der ersteren betrachten, wenn man sie mit der letzteren auch nur zusammen nennt. Für alle diejenigen aber, die im Gange der Weltgeschichte die Fußtapfen Gottes zu finden gewohnt sind, sind sie bestimmt. Sie wollen ihnen zeigen, daß auch den Völkern in Deutsch-Ostafrika schon ein bescheidenes Teil von der evangelischen Heidenmission zugewendet wurde, daß aber denen, die das Evangelium haben und seine Segnungen genießen, gerade in diesem Teile Afrikas für die Zukunft noch eine überwältigend große Aufgabe gestellt ist.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

Eine offene Thür.

Die weiten Länderstrecken, die wir unter dem Namen von Deutsch-Ostafrika zusammenfassen, waren bis vor einigen Jahrzehnten ein dem christlichen Europa verschlossenes Land. Nur vorübergehend haben im 17. Jahrhundert einmal weiße Ansiedler, die Portugiesen, die Küsten berührt. Was von ihnen aber bis zu ihrer Vertreibung durch die Araber geschehen ist, wollen wir lieber mit Stillschweigen übergehen; es hat dem Namen christlichen Kolonisten keine Ehre gemacht. Zudem haben sie ihren Fuß kaum auf das Festland Afrikas gesetzt. Die Inseln, wie Sansibar und andere, waren für ihre Niederlassungen viel bequemer, als das unsichere Küstenland. Jedenfalls blieb nach wie vor das Innere des Erdteils an dieser Stelle ein unberührtes Geheimnis. Erst in neuerer Zeit, als die wissenschaftlichen Kreise in Europa über die Quellen des Nil und des Congostroms Nachforschungen anstellten, wurde man bei uns wieder auf Ostafrika als ein Zugangsthor zu dem längst vermuteten Seengebiet im Innern aufmerksam.

Inzwischen hatten jedoch die Negervölker, die jetzt unter deutscher Oberhoheit stehen, auch eine Art Kolonisatoren gehabt: die arabischen Händler. Es ist kaum etwas gutes von ihnen zu sagen, mag man sie nun mit den Augen des Politikers oder des Missionsfreundes ansehen. Sie haben zwar neuerdings einige Fürsprecher gefunden, die ihnen zum Lobe nachsagen, daß sie den Negern, in deren Gebieten sie Einfluß erlangt haben, eine höhere Kultur gebracht hätten. Es mag ein Körnchen Wahrheit darin liegen. Die Völker, welche zwischen Sansibar und dem vielgenannten Königreiche Uganda wohnen, zeichnen sich vor andern Negerstämmen durch eine reichlichere und bessere Kleidung aus, sie haben mancherlei in Innerafrika sonst unbekannte Bedürfnisse, die ihnen durch den Handel vom Auslande her

befriedigt werden, und sie sind dabei, was sicherlich sehr beachtenswert ist, vor der Branntweinpest bewahrt geblieben, die an der Westküste so viel Unheil anrichtet. Aber wenn man auch diese kleinen Kulturfortschritte den arabischen Händlern zuschreibt, so werden damit doch die Schäden noch lange nicht aufgewogen, die ihre Gegenwart mit sich gebracht hat. Hätte das Arabertum eine bedeutende zivilisierende Kraft, so gliche Ostafrika jetzt nicht einem verwüsteten Acker. Diese Muhammedaner haben thatsächlich niemals darauf gesonnen, Land und Volk zu beglücken, oder ihm auch nur etwas zu geben, sondern lediglich darauf, es auszusaugen. Und sie haben das fertig gebracht trotz ihrer verhältnismäßig kleinen Zahl. Sie bilden nur einen kleinen Prozentsatz der deutsch-ostafrikanischen Bevölkerung. Schon zwei bis drei Tagereisen von der Küste entfernt hört der Wohnungsbereich der Araber auf; sie erscheinen im Innern — mit Ausnahme weniger großer Handelsplätze — nur als wandernde Händler. Und doch haben sie sich ein beispielloses Ansehen in den Augen der Neger zu verschaffen gewußt; freilich ein Ansehen, das lediglich auf zitternder Furcht beruht. Ihr Hauptgeschäft ist nicht der Waarenvertrieb, sondern die Sklavenjagd und der Sklavenhandel. Damit hängt die eigentümliche Erscheinung zusammen, daß sie in Ostafrika nicht viel zur Ausbreitung ihrer Religion thun. Man findet auch in den Orten an der Küste nur wenige Moscheen. Aus lauter Berechnung und Klugheit verzichten sie auf Bekehrungsversuche an den Negern. Der Afrikaforscher Schweinfurt hat auf diese Thatsache aufmerksam gemacht. Würden sich die Neger zum Islam bekehren, sagt er, so verlören die Araber ihre Jagdgründe, denn der Koran verbietet es ihnen, einen Glaubensgenossen zum Sklaven zu machen. Deshalb verzichteten sie lieber auf eine Missionierung im Sinne des Islam, um als Sklavenräuber und Sklavenhändler die Geißel der Afrikaner bleiben zu können.

In diesem schändlichen Gewerbe sind sie nun endlich einmal gestört worden, nicht zum wenigsten durch das Eingreifen Deutschlands. Die neueren Bestrebungen zur Unterdrückung des Sklavenhandels in Ostafrika, zu dem sich die christlichen Mächte in einer bisher noch nicht dagewesenen Einmütigkeit die Hände reichten, sind allbekannt. Unter dem Eindrucke der Blokade gegen die Schiffe des Sklaven-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main UB DFG

händler faßte Deutschland Fuß auf dem der Insel Sansibar gegenüberliegenden Festlande. Dieser philanthropische Gedanke hat in Deutsch-Ostafrika und hier im Vaterlande eine Zeit lang ganz die Kolonialpolitik beherrscht. Dieselbe empfing damit von vornherein gewissermaßen ein christliches Gepräge und der gute Anfang findet seine Fortsetzung in der freundlichen Stellung, welche die Männer an der Spitze der Kolonialbewegung zur Mission einnehmen. Das ist eine Thatsache von großer Bedeutung. Man sollte ihr in unsern christlichen Kreisen die Anerkennung nicht versagen. So wenig wir auch mit der Stellung zufrieden sind, die bei uns der Staat zur Kirche einnimmt, so sehr können wir doch von der Stellungnahme der Kolonialregierung zum Christentum befriedigt sein. Es haben sich allerdings im Anfange manche krankhafte Gedanken und Neigungen geltend gemacht; einige Vertreter der Kolonialpolitik haben sogar an Unverstand und Ungerechtigkeit gegenüber der evangelischen Mission das Menschenmögliche geleistet, aber das ändert nichts an der bemerkenswerten Erscheinung, daß in den Strom unserer Kolonialbewegung von vornherein auch einige Bäche christlicher Gedanken und christlicher Bestrebungen ungehindert einmünden durften.

Wenn Jemand meinen sollte, daß sich das von selbst versteht, der sei an die schmerzlichen Erfahrungen erinnert, welche die Mission in andern Kolonialländern gemacht hat. Das hundertjährige Jubiläum des großen Baptistenmissionars W. Carey legt uns gerade jetzt den Vergleich mit seiner Zeit nahe. Im Jahre 1792 war es dem begeisterten Manne endlich gelungen, einen kleinen Kreis erweckter Christen für das Werk der Heidenbekehrung zu gewinnen. Carey selbst fand sich bereit, als der erste englische Missionar nach Indien zu gehen. Das für den Anfang nötige Geld war beschafft, da stellte sich eine ungeahnte Schwierigkeit ein. Es war den englischen Schiffen verboten, Passagiere nach Ostindien ohne einen Paß der britisch-ostindischen Kompagnie mitzunehmen. Dieser Paß aber war für Carey und seinen Genossen nicht zu beschaffen. Der Krämergeist, der die Compagnie beseelte, fürchtete von dem Eintreten der Missionare in Indien Nachteile für das Geschäft. So ward Carey, der sich mit Ungeduld nach seinem Arbeitsfelde sehnte, abgewiesen und aufgehalten. Einem dänischen Kapitän hatte er

endlich die Überfahrt nach dem Lande seiner Sehnsucht zu danken. Auch seine Nachfolger mußten sich förmlich nach Indien einschleichen. Sie durften die Reise nur auf einem amerikanischen Schiffe machen, weil auch sie keinen Paß erhielten, und statt im englischen Calcutta mußten sie im dänischen Sirampur landen. So handelte vor hundert Jahren die hochangesehene Handelsgesellschaft eines christlichen Landes. Und nicht bloß vor hundert Jahren. Bis in die Mitte unsers Jahrhunderts herein haben die indischen Missionare über das schändliche Verhalten der Kolonialregierung Klage zu führen gehabt. Unter der Aufsicht der englischen Beamten standen die Götzentempel, von denen mancher durch englische Baumeister ausgebessert worden ist; die Compagnie nahm die Pilgerkasse ein und verherrlichte dafür die Götzenfeste durch militärische Schauspiele und dergleichen. Man blickt hier in ein sehr dunkles Kapitel der englischen Kolonialgeschichte, das aber leider nicht einmal vereinzelt dasteht. Auch in den Annalen anderer Kolonialmächte finden sich ähnliche Dinge.

Wir müssen diese Erfahrungen in Anrechnung bringen, wenn wir das Verhalten der deutsch-ostafrikanischen Kolonialregierung zur evangelischen Mission recht beurteilen wollen. Es war doch ein sehr beachtenswerter Fortschritt nach der christlichen Seite, als die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, die zuerst die Oberhoheitsrechte auszuüben hatte, in ihre Flagge ein Kreuz als Sinnbild aufnahm.

Damit soll allerdings nicht gesagt sein, daß der christliche Gedanke die innerste Triebfeder bei unserer Kolonialgründung gewesen wäre. Ein solcher hat den Vorkämpfern der deutsch-ostafrikanischen Politik im Anfange unsers Wissens ganz fern gelegen. Es war jedenfalls nur ein Akt der Klugheit, als sie sich in der Sklavenfrage so entschieden auf den christlichen Standpunkt stellten und der Mission gegenüber so viel Entgegenkommen zeigten. Wir entsinnen uns noch der Zeit, als die Regierung sich bei den ersten Kolonialdebatten im Reichstage eine große Zurückhaltung auferlegte, weil sie sah, daß der Kolonialgedanke nur erst in kleinen Kreisen Wurzel geschlagen hatte; da mußten von Seiten derer, die ihn pflegten, Hilfstruppen herbeigeführt werden. Diese waren aber nur zu gewinnen, wenn der christliche Gedanke in Ostafrika stärker betont wurde. Hierzu

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
UB DFG

kam auch bei den einsichtigeren unter den Kolonialmännern die Erkenntnis, daß die Mission sich längst als eine Kolonialmacht ersten Ranges erwiesen hat. Man glaubte daraus Nutzen ziehen zu können. Man rechnete ähnlich, wie jener indische Regierungsbeamte, der nach dem großen Aufstande von 1857 die Mission in auffälliger Weise begünstigte und, über den Grund dafür befragt, zur Antwort gab: „Jeder evangelische Missionar erspart mir eine Compagnie Soldaten." Übrigens mußte man in Deutsch-Ostafrika von Anfang an auch mit der Thatsache rechnen, daß die Mission schon vor der deutschen Besitzergreifung am Platze war. Männer wie Krapf und Livingstone, also evangelische Missionare, waren es gewesen, die als die ersten Europäer die schmalen Wanderpfade der Neger zu Reisen ins Innere benutzt hatten. Für Missionszwecke waren im deutschen Gebiete am Victoria Nyanza von dem rühmlichst bekannten Mackay die ersten Wagen und Schiffe zusammengesetzt worden, die Mission hatte dort die ersten Häuser gebaut und Stationen errichtet. Das flößte auch denen, die für die religiöse Bedeutung der Mission kein rechtes Verständnis haben, Respekt ein. Man gedachte vielleicht nur diese äußere Seite des Missionsbetriebes für die weltlichen Zwecke der Kolonisation nutzbar zu machen. Aber wie dem auch sein mag, es wurde von Anfang an der Grundsatz aufgestellt und für die Dauer im Großen und Ganzen auch festgehalten: Keine Kolonisierung ohne gleichzeitige Christianisierung des Landes!

In diesem Lichte sehen wir die Vorgänge bei der Besitzergreifung von Deutsch-Ostafrika an. Die katholische Missionsthätigkeit, die sich noch vor 10 Jahren in Ostafrika mit der evangelischen bei Weitem nicht messen konnte, hat sofort die Gelegenheit benutzt, sich unter dem Schutze der deutschen Flagge niederzulassen, soweit diese nur ins Land hineingetragen wurde. Sollen wir, die wir im Besitze der reinen und unverkümmerten evangelischen Wahrheit sind, hinter ihnen zurückbleiben? Stehen uns nicht die Thore von Deutsch-Ostafrika einladend offen?

Man hat fast überall in unseren Missionskreisen eine große Scheu vor jeder Verquickung von Mission und Politik, und ganz mit Recht. Es kommt erfahrungsgemäß kein Segen aus der intimeren Verbindung von beiden. Aber einer Ver-

quickung soll auch gar nicht das Wort geredet werden. Es ist nur eine Erfindung der Spötter, daß sich die Flinte und die Bibel vereinigen wollten, um Deutsch-Ostafrika zu erobern. In allen klardenkenden evangelischen Missionskreisen weist man ein derartiges Ansinnen mit Entrüstung von sich. Aber etwas ganz anderes ist es, wenn die Mission sich bereit finden läßt, durch die neugeöffneten Thore einzuziehen und die gebotene Gelegenheit auch für das Reich Gottes nutzbar zu machen.

Man hat ein Recht zu sagen, daß Deutsch-Ostafrika dem Evangelium jetzt in besonderer Weise offen steht. Wir wollen das nicht im physischen oder geographischen Sinne verstanden wissen; da waren die Jahre vor der deutschen Besitzergreifung in einigen Teilen unsers Gebiets vielleicht noch günstiger. Es sind schon seit 1875 viele evangelische Missionare nach und durch Deutsch-Ostafrika gezogen und sie haben damals in mancher Hinsicht weniger Schwierigkeiten gefunden, als in den letzten Jahren. Ja es befinden sich heute bereits mehrere Missionsstationen in solchen Teilen des Landes, wo man noch nicht imstande gewesen ist, deutsche Militärstationen zu errichten. Was uns veranlaßt, gerade jetzt von einer offenen Thür zu reden, das ist die politische Lage.

Unsere deutschen Landsleute haben sich mit aller Energie an die Lösung ihrer Kolonialaufgabe gemacht. Sie erforschen das Land und schließen Verträge mit den Eingebornen; sie unternehmen großartige Expeditionen nach dem noch immer im nebelhaften Dämmerlicht liegenden Hinterlande, sie füllen die erschlossenen Gebiete mit Garnisonen und Plantagen an. In diesem Vorgehen liegt die Aufforderung an die Boten des Evangeliums, auch ihrerseits nicht zu säumen. Die Kolonialgeschichte der Völker mahnt uns, den rechten Zeitpunkt nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. Es ist zu wiederholten Malen vorgekommen, daß weiße Ansiedler in ein kulturloses Land kamen und daß sie dort, ohne von der Mission begleitet zu sein, nach Herzenslust geschaltet und gewaltet haben. Und der Erfolg? Die Länder und noch mehr die Heidenvölker sind durch diese Art der Kolonisation zu Grunde gerichtet worden. Darum darf unser Volk in Deutsch-Ostafrika nicht bloß kolonisieren, es muß auch christianisieren. Am besten wäre es freilich gewesen, wenn das Evangelium schon vor dem Einströmen der deutschen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
UB DFG

Kolonisten eine Macht im Lande hätte werden können. Die Eingebornen hätten dann leichter an die selbstlosen Absichten der Missionare geglaubt und die Missionsgemeinden hätten ein besseres Fundament im Volksleben erlangt. Glücklicher Weise ist das auch an einigen Stellen geschehen und wird vielleicht hier und da noch geschehen können. Aber in sehr vielen Fällen wird von nun an eine deutsche Verwaltung der Militärstation geschaffen werden, wo man die Boten des christlichen Glaubens noch nicht kennt. Da wird es die Aufgabe der Mission sein, in die Fußtapfen der Kolonisten zu treten, um zu ergänzen, was diese angefangen, und unter Umständen wieder gut zu machen, was diese verfehlt haben. Inwieweit die gegenwärtig in Deutsch-Ostafrika thätigen evangelischen Missionare diesen Aufgaben gewachsen sind, mag der Leser aus einem Überblick über dieselben ersehen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
UB
DFG

Die evangelischen Missionsniederlassungen in Deutsch-Ostafrika.

Die evangelische Mission ist international. Die gesamte evangelische Kirche aller Länder und Zungen ist an ihr beteiligt. Es mag sein, daß die Missionare der verschiedenen evangelischen Länder und Völker auch auf das Missionsgebiet gewisse Eigenheiten ihrer heimatlichen Kirche mitnehmen. Aber diese Eigenheiten richten keine unübersteigbaren Schranken zwischen den Sendboten der zahlreichen Missionsgesellschaften auf. Das, was sie gemeinsam haben, ist doch unvergleichlich viel größer, als das, was sie trennt. Daher kommt das in neuerer Zeit immer deutlicher hervortretende brüderliche Verhältnis zwischen den evangelischen Missionaren verschiedener Nationalität. Die Anschauungen unserer Missionskreise haben darum nichts gemein mit jener reizbaren Stimmung gewisser Kolonialmänner gegen die englischen Missionen, die besonders im Anfange unserer Kolonialzeit sich so breit machte und in ganz grundlosen, häßlichen Verleumdungen sich gefiel. Für uns ist es gleichgiltig, welche Muttersprache die Missionare reden, sie werden ja doch nicht in ihrer Muttersprache die eigentliche Missionsarbeit treiben können. Gleichwohl sind wir bei den folgenden Darlegungen durch die Verhältnisse, besonders durch die Geschichte des deutsch-ostafrikanischen Missionsgebiets gezwungen, die dortigen evangelischen Missionsniederlassungen in zwei Abteilungen vorzuführen, von denen die eine die englischen, die andere die deutschen Missionen umfaßt. Diese nationale Scheidung ist aber, wie eben erwähnt, eine zufällige. Vor der deutschen Besitzergreifung gab es keine anderen als englische Missionen in Ostafrika, nach diesem Zeitpunkte aber sind in unserem Kolonialgebiete lediglich deutsche Missionsunternehmungen neu entstanden, woran freilich die politischen Verhältnisse auch ihren Anteil haben.


Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die älteren (englischen) Niederlassungen.

Die ersten Anfänge der evangelischen Mission in Ostafrika führen uns um ein halbes Jahrhundert zurück. Im Jahre 1844 landete der erste Sendbote einer englischen Missionsgesellschaft in Sansibar und siedelte bald auf das gegenüberliegende Festland über. Ein Umstand dabei ist im Lichte der neuern Geschichte hochinteressant für uns. Dieser erste, in englischen Diensten stehende Missionar war nämlich ein Deutscher: der edle Dr. Krapf, ein Württemberger von Geburt. Seine Erfahrungen bilden eins der ergreifendsten Kapitel in der Missionsgeschichte. Er hat mit seinem Freunde Rebmann von 1846 an in rührender Geduld der Mission in dem Dorfe Rabbai bei Mombas gedient. Die Frucht ihrer Bemühungen war, äußerlich angesehen, eine klägliche. Nach jahrelanger, treuer Arbeit hatten sie erst einen einzigen Eingeborenen, einen armen Krüppel, getauft. Ostafrikas Missionszeit war offenbar noch nicht angebrochen. Das kam den beiden Missionaren auch zum Bewußtsein. Aber mit bewundernswerter Selbstverleugnung hielten sie auf ihrem harten Arbeitsfelde aus und suchten für die kommende Zeit Pfadfinderdienste zu leisten. Dr. Krapf hat sich dabei durch seine geographischen Entdeckungsreisen, bei denen er auch schon die jetzt deutsche Landschaft Usambara berührte, einen Namen gemacht. Er hat als der erste Europäer die Schneegipfel des Kilimandscharo und Kenia gesehen und eine anfangs viel angezweifelte Nachricht darüber in die Heimat gelangen lassen. Viel wichtiger aber ist für uns ein bei dieser Gelegenheit entworfener Plan, der die Christianisierung von ganz Afrika zum Ziele hatte. Krapf sprach zuerst von einer Kette evangelischer Missionsstationen, die quer durch den dunkeln Erdteil gelegt werden müßte. Ein seltsames Gedankenspiel für einen Mann, dem es nicht einmal vergönnt war, das erste kleine Dorf an der Küste mit getauften Negern anzufüllen. Und doch war es ihm ein heiliger Ernst mit diesem weitausschauenden Plane. Wir sind jetzt, nach 50 Jahren, von seiner Verwirklichung ja gar nicht mehr sehr fern. Wenn der im Jahre 1876 in seiner württembergischen Heimat gestorbene Missionsveteran nur 15 Jahre länger lebte, so hätte er sehen können, wie sich sein Jugendtraum erfüllte, als die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
UB DFG

Ugandamission von Osten her tief nach Innerafrika vorgeschoben wurde, während von der andern Seite mit der Erschließung des Kongobeckens geradezu ein Hineinfluten christlicher Missionare in das Herz des dunkeln Erdteils begann, sodaß heutigen Tags thatsächlich nur noch der schmale Landstreifen zwischen den Stanleyfällen des Kongo und dem Viktoria Nyanza zu besetzen ist, um jene Kette zu schließen. Die Ausführung dieses großen Gedankens ist unserem Geschlecht beschieden gewesen, den Plan aber hat der Pfadfinder Krapf entworfen, das soll ihm unvergessen sein. Es wird hernach darzulegen sein, was seine Missionsgesellschaft, die ihren Hauptsitz in und bei Mombas behielt, später auch für Deutsch-Ostafrika geleistet hat.

Während Krapf als der erste Vorkämpfer für das Evangelium von Norden her unser Missionsgebiet berührte, betrat es der zweite große Missionspionier von Südwesten her: David Livingstone. Seine Verdienste um die Erschließung Afrikas sind allbekannt. Er ist als Missionar wie als Forschungsreisender gleich groß gewesen. In seinen späteren Lebensjahren hat er bekanntlich dem eigentlichen Missionsberufe nicht mehr obgelegen, aber lediglich aus dem Grunde, weil er erkannte, daß er durch seine Pionierarbeit dem Eindringen der christlichen Mächte, der christlichen Kultur und der christlichen Religion bessere Dienste leisten könnte, als wenn er auf einer südafrikanischen Missionsstation ein noch so gesegnetes Stillleben führte. Er ist auf seinen Reisen auch in das Hinterland von Deutsch-Ostafrika gekommen. In Udschidschi am Tanganjika-See fand jene denkwürdige Begegnung zwischen ihm und Stanley statt, der ausgesandt war, ihn aufzusuchen. Livingstones ergreifende Schilderungen vom Elend der afrikanischen Sklaverei kamen aus derselben Gegend. Sein menschenfreundliches Herz erzitterte unter den Qualen, die er seine schwarzen Brüder leiden sah. Henry Drummond sagt von ihm in seiner bekannten Schrift „Das Beste in der Welt“: „Ich bin in Afrika gewesen und habe im Herzen des dunkeln Weltteils schwarze Menschen gefunden, die sich des einzigen weißen Mannes erinnerten, den sie je gesehen — David Livingstones. Er ist tot, aber noch heute redet er in Afrika: die Augen der armen Schwarzen leuchten, wenn sie einem von dem freundlichen Doktor erzählen, der vor Jahren bei

ihnen war. Sie verstanden kein Wort von seinem Englisch, er aber verstand sich auf jene Weltsprache und sie empfanden, daß Liebe sein Herz erfüllte.“ Livingstone hat der christlichen Welt ein schönes, unvergeßliches Vermächtnis hinterlassen. Kurz vor seinem 1873 in Ilala erfolgten Tode schrieb er die Worte nieder, die jetzt auf seinem Grabstein in der Westminsterabtei stehen: „Alles, was ich in meiner Einsamkeit sagen kann, ist: „Möge des Himmels reichster Segen auf jeden herabkommen, der die offene Wunde der Welt heilen hilft.“ Dieser kurze Aufruf gegen die Greuel der afrikanischen Sklaverei hat zündend gewirkt, vor allem in den evangelischen Missionskreisen.

Es sind auf Livingstones Anregung hin eine ganze Reihe von afrikanischen Missionsunternehmungen entstanden. Hier ist vor allem die Universitätenmission zu nennen. Sie ist, wie der Name besagt, aus den Kreisen der englischen Universitäten hervorgegangen und vertritt die hochkirchliche Richtung der englischen Kirche. Ihre Sendboten haben in Deutsch-Ostafrika zwei Arbeitsfelder gefunden, die räumlich ziemlich weit von einander getrennt sind, das eine am Panganifluß in Usambara, das andere ganz im Süden am Rovuma. Das erstere mit seiner Hauptstation in Magila ist bei uns neuerdings öfter genannt worden. Bei dem von Buschiri geleiteten Küstenaufstande waren die hier gelegenen Niederlassungen — es gehören zu Magila noch die fünf Filialstationen Mkuzi, Umba, Misozwe, Msaraka und Korogwe — wiederholt in großer Gefahr, doch haben die Missionare auf ihrem Posten ausharren können. Die 1869 gegründete Hauptstation läßt erkennen, daß das Christentum schon kräftig Wurzel geschlagen hat. Eine schöne steinerne Kirche mit 700 Sitzplätzen überragt den Ort. Daneben steht ein Haus für 115 Knaben, die dort erzogen werden. Dazu sind Schulhäuser, Missionarswohnungen und ein Hospital gekommen, lauter Gebäude, die von bekehrten Eingeborenen unter der Aufsicht eines englischen Maurers erbaut worden sind. Überhaupt hat der Ort allerlei Werkstätten aufzuweisen, in denen Eingeborene unterwiesen werden. Der Einfluß des Christenthums in Magila und seinen Nebenstationen ist unverkennbar. Im Jahre 1882 schlossen die Muhammedaner ihre Moschee, um Christen zu werden. An Taufbewerbern fehlt es nicht. Eine genaue Seelenzahl

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
UB DFG

der zugehörigen eingeborenen Christen läßt sich leider nicht angeben, da der letzte uns zugängliche Bericht aus dem Jahre 1889 das nördliche und südliche Missionsgebiet zusammenfaßt: er zählte damals 744 Getaufte und 396 Taufbewerber auf, eine Zahl, die sich sicherlich wesentlich erhöht hat, seitdem wieder größere Ruhe im Innern unseres Gebietes eingekehrt ist. In und um Magila standen 1889 nicht weniger als 18 Europäer in der Arbeit, wobei jedoch die Frauen (unverheiratete Gehilfinnen) und die Laienbrüder mitgezählt sind. Ein Hauptgewicht legt diese Mission auf die Schulen, in denen auch viele befreite Sklavenkinder Aufnahme finden. Auf das Gewinnen der kommenden Geschlechter scheint man sehr viel mehr Wert zu legen, als auf die Bekehrung Erwachsener. Darin hat die Universitätenmission etwas Verwandtes mit der Praxis der katholischen Patres, die fast ganz auf Bekehrungsversuche an erwachsenen Negern verzichten.

Eine weniger glückliche Entwicklung als in Usambara war den Missionsanfängen am Rovuma, in der südöstlichen Ecke unsers Schutzgebietes beschieden. Der energische Missionsbischof Steere gründete dort 1876 in Masasi die erste Niederlassung mit Hülfe von befreiten Sklaven. Sie sollte aber nur eine Station auf dem Wege nach dem Innern werden, wo bald am Nyassasee ein drittes hoffnungsvolles Missionsfeld in Angriff genommen wurde, das jedoch in der portugiesischen Interessensphäre liegt. Gleichwohl ist der Rovumadistrikt nicht wieder aufgegeben worden.

Neben Masasi sind nach und nach fünf Zweigstationen entstanden, Mdua, Chitangali, Newala, Lumanga und Miwa. Die Arbeit geht langsam vorwärts. Als ein Zeichen dafür darf man die Erfahrungen ansehen, die der Missionsbischof vor einigen Jahren mit Männern an Masasi hat. Derselbe reiste nach dem Nyassasee und nahm acht Zöglinge der Mission als Träger mit, die zum Teil getauft waren, zum Teil aber noch in der Vorbereitung standen. Ihr Verhalten auf der Reise war durchaus lobenswert; während die Träger den Reisenden sonst unendlich viel Not machen, fand der Bischof an diesen Leuten nichts zu tadeln. Einige von ihnen halfen später am Nyassa beim Bau der Kirche auf der Insel Likoma. Den jüngsten Nachrichten zufolge konnte in dieser Mission bereits der erste Afrikaner

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
UB DFG

die Ordination empfangen. Die Zahl der europäischen Missionare beträgt sechs.

Wir verlassen damit die Universitätenmission, die sich, nebenbei bemerkt, immer des besten Entgegenkommens von seiten unserer Kolonialverwaltung zu erfreuen gehabt hat und wenden uns den Bestrebungen der Londoner Mission zu, deren Entstehen zwar älteren Datums ist, die aber nach Ostafrika zu gehen auch erst durch Livingstone veranlaßt wurde. Derselbe hatte seiner Zeit in Südafrika dieser Missionsgesellschaft gedient, so war es ganz natürlich, daß sein Ruf, Innerafrika erlösen zu helfen, auch in diesen Kreisen lebhaften Wiederhall fand. Man entschloß sich, durch einige außergewöhnliche große Gaben ermutigt, geraden Wegs auf Udschidschi am Tanganjika-See loszugehn. Es war 1877, als sich der erfahrene Missionar Price an der Spitze einer wohlausgerüsteten Karawane von London aufmachte. Die Reise, die er vorhatte, war damals noch ein unerhörtes Wagnis; galt es doch nicht bloß auf den Wegen des Afrikaforschers zu gehen, sondern auch die Ausrüstung für eine bleibende Niederlassung mitzunehmen. Die Route, welche Herr v. Wissmann jetzt nach dem gleichen Ziele benutzen will, war damals noch nicht gangbar. So mußte man die Reise von Sansibar aus über Land versuchen. Und sie ward ausgeführt trotz all der Schwierigkeiten, die sich den Missionaren entgegenstellten. Ende August 1878 sahen sie zum erstenmale die blauen Fluten des Sees, dessen Ufer nach dem Urteil aller derer, die sie gesehen haben, mit der Lieblichkeit der schönsten Gestade des mittelländischen Meeres wetteifern können. Der Anfang war aber sehr schwer. Ein Teil der Ankömmlinge wurde von den Strapazen der Reise so mitgenommen, daß sie die Ankunft nicht lange überlebten. In dem Dorfe Kigoma bei Udschidschi, wo sie sich niederließen, deckten bald zwei Grabhügel die ersten Opfer dieser Mission. Gleichwohl ließ man sich nicht entmutigen, eine zweite Station wurde auf dem gegenüberliegenden Seeufer in Mtowa errichtet, die aber für uns hier weniger Bedeutung hat, weil sie außerhalb der deutschen Interessensphäre liegt. Um für die Zukunft den Weg von und nach der Küste zu sichern, beschloß man auch eine Niederlassung auf halbem Wege. Man fand dafür einen geeigneten Ort bei den weit und breit geachteten und von

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

den Nachbarvölkern auch viel gefürchteten Könige Mirambo, der in Stanleys Reiseberichten eine so große Rolle spielte. In ihm fand man einen eingeborenen Fürsten, der es noch wagte, den muhammedanischen Händlern mit kühner Hand entgegenzutreten. Eben diese aber, die Araber, haben sich bisher als das mächtigste Hindernis der Mission erwiesen. Man muß bedenken, daß am Tanganjika wohl der wichtigste Knotenpunkt für die Sklavenkarawanen liegt. Niemand hatte bisher an diesem unzugänglichen Orte das schändliche Treiben der Händler gestört; auch die Missionare durften zunächst nicht wagen, etwas dagegen zu thun. Aber die bloße Gegenwart der weißen Männer, von denen man ahnen mochte, daß sie Berichte über den Sklavenhandel nach der Heimat sandten, wirkte aufreizend auf die Araber. Daher war es nicht zu verwundern, daß sie alles daran setzten, den Missionaren das Leben so sauer als möglich zu machen. Sie hetzten die Eingebornen auf und suchten die, welche mit jenen in Verkehr traten, einzuschüchtern. In diesem Umstande liegt der hauptsächlichste Grund für die bisherige Fruchtlosigkeit der Tanganjika-Mission. Vor einigen Jahren hat sogar Udschidschi, wo noch mehr Gräber zu den beiden obengenannten hinzugekommen sind, als Station aufgegeben werden müssen. Man hat dafür zwei neue Niederlassungen am Südende des Sees errichtet: Niumkorlo, unmittelbar am Seeufer gelegen und Fwambo, einige Meilen weiter südlich an der Stevenson-Straße. Sie gehören aber beide streng genommen nicht mehr zu unserer Übersicht, da sie jenseits der deutschen Grenze liegen. Hoffentlich gelingt es den Missionaren, die im Jahre 1889 auf einer gemeinsamen Konferenz in Niumkorlo trotz der bitteren Erfahrungen unverdrossen weiter zu arbeiten beschlossen, auch an dem deutschen Ufer des Sees wieder Fuß zu fassen. Sie haben ein kleines Dampfbot „Good News“ zu ihrer Verfügung, daß ihnen dabei gute Dienste leisten wird. Auch in Urambo haben sie noch nicht viel Früchte sehen dürfen. Der wißbegierige Mirambo, den sie vor allem zu gewinnen hofften, ist 1884 gestorben. Dazu kamen wiederholte Todesfälle der Missionsarbeiter, die immer erst nach einiger Zeit wieder ersetzt werden konnten. Neuerdings hat auch ein Eingeborner das Missionshaus in Brand gesteckt, sodaß der Missionar Shaw und seine Frau kaum das nackte Leben zu retten ver-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
UB DFG

mochten. Viel wertvolle Manuskripte sind bei dieser Gelegenheit durch das Feuer zerstört worden. In neuester Zeit ist auf dieser Station ein Missionsarzt angekommen. Man hofft, daß es ihm beschieden ist, das Vertrauen der Leute zu gewinnen. Bis jetzt ist diese Londoner Mission offenbar von allen, die in Deutsch-Ostafrika thätig sind, die unfruchtbarste gewesen. Eine größere Entfaltung der deutschen Macht im Tanganjika-Gebiete wird darin hoffentlich Wandel schaffen.

Mit unvergleichlich größerem Erfolge unternahm die englische Kirchliche Missionsgesellschaft einen ähnlichen Schritt in das ostafrikanische Seengebiet. Sie folgte dem Rufe Stanleys, als dieser sich bei seiner Durchquerung Afrikas im Jahre 1875 längere Zeit in Uganda aufhielt. Seine begeisterten Schilderungen von diesem Lande und seine Mitteilungen über die Willigkeit des Königs Mtesa, das Christenthum anzunehmen, riefen in England eine großartige Begeisterung für eine Missionsniederlassung am Viktoria-Nyanza hervor; zumal in den Kreisen, die vor Jahrzehnten Krapf und Rebmann ausgesandt hatten. Die namhaften Geldsummen, welche ein so weitausschauendes Unternehmen forderte, waren bald beisammen und fast ebenso schnell fanden sich auch die Männer, die sich dem gefahrvollen Werke widmen wollten. Man konnte zwei Wege nach Uganda einschlagen, die Nilroute oder den Landweg auf den Karawanenstraßen durch das jetzige Deutsch-Ostafrika. Beide Reisewege sind von den Sendboten der Kirchlichen Missionsgesellschaft benutzt worden, in den meisten Fällen aber der letztere. Die Uganda-Mission hat manche Enttäuschungen gebracht; so ließ sich z. B. Mtesa durchaus nicht so leicht für das Christentum gewinnen, wie Stanley verheißen hatte; er ist als Heide gestorben. Aber trotzdem hat die evangelische Mission bei dem überaus empfänglichen Volke eine Zeit lang die schönsten Triumphe gefeiert, bis es durch das Eindringen römischer Priester zu jenen widerwärtigen Streitereien kam, die selbst durch die schweren Christenverfolgungen, unter denen beide Konfessionen zu leiden hatten, nicht überwunden wurden und neuerdings geradezu in einen Religionskrieg ausgeartet sind. Die römischen Missionare haben sich bei dieser Gelegenheit in einem überaus kläglichen Lichte gezeigt, die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Akten der Uganda-Mission bilden in ihrer zweiten Hälfte fast eine einzige große Anklage gegen dieselben. Für uns kommt Uganda hier nur als das letzte Glied in einer ganzen Kette von Missionsstationen in Betracht, die sämtlich auf deutschem Gebiete liegen. Mambojo, Mpwapwa, Kisokwe, Uyui, Usambiro (früher Msala) und Nasa, das ist eine Reihe von Namen, mit denen eine hochinteressante Geschichte verknüpft ist. In ihr ist Krapfs Traum schon halb zur Wirklichkeit geworden. Wegen der Gefahren, die mit einer vereinzelten Missionsniederlassung am fernen Viktoria-Nyanza verbunden sein mußten, nahm man bei der ersten Aussendung der Ugandamission sogleich die Gründung von einer Anzahl Unterwegsstationen in Aussicht. Sie sollten den nachfolgenden Verstärkungen als Reiseerleichterung dienen, einen möglichst sicheren und regelmäßigen Nachrichtenverkehr mit der Küste vermitteln, aber auch in Zeiten der Gefahr eine Zufluchtsstätte für die im Innern vorgeschobenen Posten bilden. Hauptsächlich Usambiro am Südende des Viktoria-Nyanza hat dem letzteren Zwecke dienen müssen.

Es kamen Zeiten, wo der Besitz dieser Station, die von Uganda aus per Schiff in verhältnismäßig kurzer Zeit zu erreichen ist, sich überaus wertvoll erwies. Hier konnten die aus England neu ankommenden Missionare warten, wenn der mißtrauische König Muanga, Mtesas Nachfolger, zögerte, die Erlaubnis zu ihrem Eintritt in Uganda zu geben. Hierher konnten sich die vielgeplagten Missionare zurückziehen, als die Araber einmal die Macht in die Hände bekommen und sämtliche Christen aus Uganda vertrieben hatten. Wir haben ziemlich ausführliche Quellen über das Leben, das damals in Usambiro geführt wurde: das Tagebuch des bekannten Mackay, des größten Missionars, der bisher in Deutsch-Ostafrika gewirkt hat. Aus seiner im vorigen Jahre auch in deutscher Sprache erschienenen Biographie ersieht man, daß dieser rührige Mann auch die Nöte der Verbannungszeiten zum Guten zu wenden wußte. Er schreibt im Dezember 1888: „Viele Christen sind in den jüngst ausgebrochenen Unruhen von Uganda geflohen und haben sich uns zugesellt. Ich lasse sie arbeiten, damit sie ihre Kleider und ihr Essen verdienen, etwas ganz neues für sie, aber sehr vorteilhaft für die Disziplin. Wir

hacken jetzt den Boden und säen ein. Einstweilen regnet es und wird hoffentlich noch länger regnen. Wenn man so viele Menschen zu unterhalten hat, fällt das ins Gewicht. Die Leute von Uganda, welche zu uns gekommen sind, werden nach besten Kräften von Gordon und mir unterrichtet. Sie sind lernbegierig und ihr Betragen ist musterhaft. Wir hoffen, daß der Herr sie einst zu rechten Lehrern ihrer Landsleute werden läßt, wenn sie wieder zurückkehren dürfen. Einige unter ihnen lesen sehr gut und werden beim Übersetzen gute Dienste leisten können . . . . Es macht mir viel Freude, täglich in der Bibelkunde zu unterrichten, die Sprache ist mir jetzt geläufig und die Arbeit sehr erfrischend, nach den Handwerksarbeiten, die so viel von meiner Zeit in Anspruch nehmen, eine wahre Erholung." Die Wißbegierde der vertriebenen Ugandachristen, an der sich Mackay in der Verbannung zu Usambiro erfreute, fiel auch dem Bischof Tucker sehr auf, als er 1890 diese Mission visitierte. Er berichtet z. B., daß das Verlangen der eingeborenen Christen nach einem ins Kisuaheli übersetzte neue Testament ihn höchst überrascht habe; ein Mann arbeite willig drei Monate lang, wenn er als Lohn ein einziges Exemplar davon erlangen könnte. Als die verbannten Christen nach Uganda zurückkehren konnten, wurde es wieder still in Usambiro, die umwohnende Bevölkerung scheint noch wenig Verbindung mit den Missionaren angeknüpft zu haben. Hoffnungsvoller sind dafür die Aussichten in der Station Nasa am Spekegolf; sie ist in den letzten Jahren reichlicher mit Missionsarbeitern besetzt worden. Missionsgräber giebt es aber auch in diesem Teile von Deutsch-Ostafrika schon in größerer Anzahl zu pflegen. Gerade dieses Missionsfeld hat unter anderen schon zwei Bischöfen der Kirchlichen Missionsgesellschaft das Leben gekostet.

Unabhängig von den Schicksalen der Ugandamission blieben die oben genannten Stationen derselben Gesellschaft in den Landschaften Usagara und Unianiembe. Sie bestanden alle schon etwa zehn Jahre, als der Araberaufstand an der Küste ausbrach und hatten eine stille und gesegnete Entwickelung gehabt. Die politischen Unruhen haben da, mit Ausnahme von dem weiter im Innern gelegenen Uyui, störend eingewirkt. Ein Teil der Missionare wurde sogar durch die deutschen und englischen Behörden veranlaßt, eine

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Zeit lang das Land zu verlassen, doch ist auch damals keine der zugehörigen Stationen ganz ohne Missionare gewesen. Sie erlebten die Freude, daß die Eingeborenen sich sehr anhänglich zeigten, sie zu bleiben baten und sich zu ihrem Schutze erboten. Jetzt, nachdem die Unruhen vorüber sind, finden sie eine größere Empfänglichkeit für das Evangelium, als vorher. Bischof Tucker fand auf seiner eben erwähnten Visitationsreise besonders in Kisokwe viel Entgegenkommen. Er empfiehlt den Bau einer neuen, größeren Kirche für diesen Ort, da die alte nicht ausreicht, die Kirchgänger zu fassen. An dem Sonntage, an dem er Kisokwe besuchte, war das Gotteshaus gedrängt voll und nach Beendigung des Gottesdienstes standen schon wieder über 90 Leute draußen, für die ein zweiter Gottesdienst gehalten werden mußte. Leider fehlen uns statistische Nachweise für die Zahl der zugehörigen Christen, die offenbar nicht unbeträchtlich ist.

Nicht unerwähnt mag schließlich die jüngste Niederlassung zu Moschi im Dschaggalande bleiben. Sie liegt in einer herrlichen Gegend am Südabhange des Kilimandscharo und kann wegen ihrer hohen Gebirgslage wohl mit der Zeit einmal die Gesundheitsstation für die im Flachlande arbeitenden Missionare werden. Im Jahre 1885 entstanden, hat sie noch nicht viel Erfolge aufzuweisen. Der Herrscher Mandara, der seiner Zeit durch eine nach Berlin geschickte Gesandtschaft bei uns viel von sich reden machte, ist bisher durchaus kein Förderer der Mission gewesen. Aus Furcht vor ihm wagen es viele seiner Unterthanen nicht, sich zu den Missionaren zu halten, denen sie übrigens sehr freundlich gesinnt sind. Nur eine Anzahl Kinder kommen regelmäßig zum Unterricht. Dr. Peters, der sich längere Zeit in der Nähe aufhielt, urteilt recht begeistert über das Dschaggaland als Missionsgebiet. Er schrieb am Ende des vorigen Jahres an eine deutsche Missionsgesellschaft: „Hier am Kilimandscharo ist ein segensreiches Stück Arbeitsfeld für Sie. Die Bevölkerung ist begierig, die seltsame Kunde vom Gott der Europäer zu vernehmen. Sie erinnert mich in mancherlei Weise an Uganda: derselbe Drang, sich dem Europäertume aufzuschließen." Er wird die Dinge wohl in einem zu rosigen Lichte ansehen. Sein Schlußsatz läßt vermuten, daß er Christentum und Europäertum miteinander verwechselt. Wir glauben es

gern, daß die Dschaggaleute nach dem letzteren lüstern geworden sind, das genügt aber einer evangelischen Mission nicht, um ihnen den Zugang zur christlichen Kirche zu gewähren. Dr. Peters wird da wohl bei den mit ihm befreundeten römischen Patres, die auch in Moschi schon den evangelischen Missionaren gefolgt sind, willigere Helfershelfer finden.

Für alle die erwähnten Missionare englischer Zunge ist Sansibar der natürliche Ausgangspunkt gewesen und wird es wohl auch in Zukunft bleiben. Jede Gesellschaft hat dort ihren Vertreter. Als Missionsstation kommt die Insel kaum in betracht mit Ausnahme der Universitäten-Mission, die eine prächtige Kirche und bedeutende Erziehungsanstalten dort unterhält. Die anderen Gesellschaften haben meist nur Agenten, die für einen schnellen und bequemen Verkehr mit der Heimat Sorge tragen.

Hiermit ist unser Überblick über die englischen Missionen in Deutsch-Ostafrika erschöpft; sie haben sämtlich schon vor der deutschen Besitzergreifung bestanden und seitdem keine nennenswerte Ausdehnung erfahren. Wir gehen nun weiter zu den

neuen (deutschen) Missionsunternehmungen.

Hier haben wir es mit lauter jungen Pflanzungen zu thun, die noch nicht einmal die ersten Früchte tragen, was man wegen der Kürze der Zeit billigerweise auch nicht erwarten kann. Von ihnen war die deutsch-ostafrikanische Missionsgesellschaft (Berlin III) zuerst auf dem Plan. Sie ist erst ebenso alt, wie Deutsch-Ostafrika. Im Sturm und Drang der ersten Begeisterung wurde sie gegründet und erschien damals fast als eine Unterabteilung der Kolonialgesellschaft. Es ist darum kaum zu verwundern, daß sie in den ersten Jahren die nüchterne Klarheit der alten erfahrenen Missionsgesellschaften vermissen ließ und einiges Lehrgeld hat zahlen müssen. In Sansibar befand sich ihre erste Niederlassung, die jedoch nach dem deutsch-englischen Vertrage sogleich aufgehoben und nach Dar-es-Salaam verlegt wurde. Hier war schon vor dem Araberaufstande vom Missionar Greiner ein Haus gebaut und ein Garten angelegt worden. An Arbeit für den Missionar und seine Gehilfen fehlte es nicht, denn kaum waren die Baulichkeiten

beendet, so lieferte die deutsche Flotte eine Anzahl der durch die Blokade befreiten Negerkinder bei ihnen ab; diese galt es zu erziehen und zu unterrichten. Da brach plötzlich der Aufstand aus; er zwang die Missionsgeschwister zum Verlassen der Station und ließ nur ein ausgeplündertes und in Trümmer gelegtes Haus zurück. Nachdem Greiner während der unruhigen Zeit in Sansibar eine vorübergehende Zufluchtsstätte gefunden hatte, zog er Ende 1889 wieder in Dar-es-Salaam ein; bald folgten ihm alle Angehörigen seiner Mission dorthin.

Dar-es-Salaam, die Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika, ist nicht bloß der wichtigste, sondern auch der schönste unter allen Hafenorten unsers Gebiets. Das Immanuelskap, Greiners Missionsniederlassung, gilt wieder als das schönste Stück des ganzen Ortes. Es liegt auf einer Halbinsel, die dem geräumigen, stillen Hafen vorgelagert ist und nur eine schmale Einfahrt freiläßt. Hier hat die Mission ein Grundstück von großem Umfange angekauft. Kokospalmen zieren den Strand, während eine Anzahl Mango- und Affenbrotbäume den in Afrika doppelt willkommenen Schatten liefern. Unter ihnen erstand bald nach Greiners Rückkehr das stattliche Missionshaus wieder aus seinen Trümmern. Es besteht aus zwei hohen, ganz dem tropischen Klima gemäß eingerichteten Stockwerken. Die unteren Räume können aus Gesundheitsrücksichten von den Europäern nicht bewohnt werden, sie dienen vorzugsweise Wirtschaftszwecken. Im oberen Stockwerke, aus dessen Fenstern man einen herrlichen Ausblick auf den Hafen und das Meer hat, liegt der Betsaal und die Wohnräume. Das Gebäude, welches als eine Zierde Dar-es-Salaams gilt, ist ganz Greiners Werk, der auf seinen Bau mit großer Selbstverleugnung die ersten Jahre seines ostafrikanischen Aufenthalts verwandt hat. Nun ist es der Sitz der verschiedenartigen Bestrebungen, die von der deutsch-ostafrikanischen Missionsgesellschaft ausgehen. Dieselbe hat sich von Anfang an nicht auf die reine Missionsthätigkeit beschränken wollen, sondern auch gleich die Krankenpflege (Diakonie) in ihr Programm aufgenommen. Man hat ihr diese Vermischung verschiedenartiger Bestrebungen vielfach zum Vorwurfe gemacht, zumal da es ihr im Anfange in Sansibar an dem nötigen geschulten Personal fehlte. Aber sie ist dabei geblieben und errichtet ein großes Krankenhaus

neben dem Missionshause. An Menschenkräften fehlt es ihr nicht, seitdem in der Heimat die Verbindung mit der Bielefelder Anstalt für Diakonen und Diakonissen zustande gekommen ist. Außerdem aber hat sich die Missionsgesellschaft in Dar-es-Salaam noch eine dritte Aufgabe gestellt, die kirchliche Versorgung der evangelischen Deutschen, von denen sich eine nicht kleine Zahl als Verwaltungsbeamte und Militärpersonen hier aufhalten. Es sollte eigentlich eine Ehrensache der heimatlichen Kirche sein, für diese ihre Glieder in der Diaspora eine Seelsorge zu schaffen. Solange das noch nicht geschieht, wird man der Missionsgesellschaft für ihre Aushilfe dankbar sein müssen. Die eigentliche Missionsarbeit auf der von der Stadt etwas abgelegenen Station ist noch ziemlich unbedeutend. Sie beschränkt sich zur Zeit in der Hauptsache auf die Erziehung befreiter Sklaven, die der Mission in größerer Anzahl zugewiesen worden sind. Die Besetzung mit europäischen Missionsarbeitern ist gegenwärtig eine völlig ausreichende; es sind dort: ein Pastor, ein Missionar, drei Diakonen und ein Gehilfe, außerdem vier Frauen bezw. Schwestern. Man geht damit um, weiter landeinwärts auf den Pugubergen eine Zweigstation anzulegen. Greiner hat zu diesem Zwecke jüngst mit dem Gouverneur eine Reise in das Innere von Usaramo gemacht. Dort hofft man bald an einem geeigneten Orte anfangen und in größerer Stille, als in der Hafenstadt, wirken zu können. Kisserawe ist bis jetzt dazu ausersehen.

Es sei bei dieser Gelegenheit erwähnt, daß sich in Dar-es-Salaam auch eine Station des „deutschen Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien" befindet.

Eine zweite Hauptstation wurde vor zwei Jahren in Tanga, einer im Norden unserer Kolonie gelegenen Hafenstadt von 4—5000 Einwohnern, gegründet. Man wählte es aus Rücksicht auf die Bedeutung, die die Kolonialregierung und die deutsche Ansiedelung diesem Handelsplatze gegeben hat. Auch sprach der Umstand dafür, daß hier verhältnismäßig wenig Araber wohnen, die selbst an der Küste der Mission noch viele Hindernisse bereiten. Der Missionar Krämer hat auch hier für die Missionsstation ein prächtiges Grundstück gefunden. Er schreibt selbst davon: „Alle Leute sind über meinen Platz entzückt. Das Haus, ziemlich hoch gelegen, ist etwa hundert Schritt vom Hafen entfernt. Eine schnur-

gerade Chaussee führt von der Vorderfront des Hauses nach dem Hafen. Da, wo die Straße in den Hafen mündet, stehen zu beiden Seiten des Wegs zwei mächtige Affenbrotbäume, die wie hehre Wächter in den Hafen hineinschauen. Auf beiden Seiten ist der Weg mit Bananen und Ananas bepflanzt und zwar mit eigener Hand. Von der Hinterfront des Hauses geht ebenfalls eine Allee, wenn auch noch nicht beschattet von Mangobäumen (das kann man in der kurzen Zeit noch nicht haben), wohl aber von Palmen, Bananen und Ananas, welche dann in einen kleinen Park mündet." Auf diesem schönen und ziemlich umfangreichen Grundstück wünscht Krämer sobald als möglich eine Kirche zu bauen. Das Haus reicht für seine Missionszwecke offenbar nicht aus. Mit besonderer Liebe gab er sich von Anfang an dem Unterricht der Kinder hin, die aus der Stadt zu ihm kommen. Jetzt wird ihm diese Arbeit zum Teil von einem Gehilfen abgenommen, den ihm die Missionsleitung vor Jahresfrist schickte. Er erspart dadurch Zeit und Kraft für die Missionsarbeit an den Älteren, besonders für die Gottesdienste, die aus allen Schichten der Bevölkerung gut besucht werden.

Auch hier ist die kirchliche Versorgung der am Orte wohnenden Europäer — es mögen deren ca. dreißig sein — noch mit der Mission verbunden.

Die um Tanga liegenden Ortschaften haben sich nicht unempfänglich für die Predigt des Evangeliums gezeigt. In einem Dorfe, mit Namen Jadje, scheint eine Filialstation entstehen zu wollen. Der Missionar predigte dort eine Zeitlang im Schatten eines großen Baumes und fand dabei so aufmerksame Zuhörer, daß er die Leute zum Bau eines einfachen Predigthauses aufforderte, was sie ihm auch zugesagt haben. Ein eingeborener Christ aus der englischen Mission in Magila leistet ihm bei der kirchlichen Versorgung der sich bildenden kleinen Gemeinde schätzbare Dienste.

Tanga hat Aussicht, der Ausgangspunkt einer Eisenbahn nach dem Innern zu werden. Aus diesem Grunde gewinnt es später wahrscheinlich noch eine ganz besondere Bedeutung für die Missionsthätigkeit. Es werden mit der Bauthätigkeit freilich der Mission zunächst neue Schwierigkeiten erwachsen. In der nächsten Zeit ist auch hier die Errichtung eines Krankenhauses geplant.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
UB
DFG

Mit der Gründung einer dritten Station hat man von Tanga aus schon den ersten Schritt im Innern gethan. Es ist Hohenfriedeberg bei Mlalo, im Lande der Waschamba gelegen. Der dortige Häuptling Si Kiniassi hat sich seit dem vorigen Sommer, wo die beiden Missionare Wohlrab und Johannsen die ersten Beziehungen zu ihm anknüpften, fortgesetzt als ein Freund und Förderer des Missionswerks bewiesen. Er schickte sogar seinen Sohn mit vielen Leuten von Mlalo nach Tanga, um die Europäer mit ihrem Gepäck abzuholen. Ein in herrlicher Berglandschaft gesund und günstig gelegener Hügel ward zur Niederlassung ausersehen und von Si Kiniassi bereitwilligst geschenkt. Mit Hilfe eines Gärtners haben ihn die Missionare bereits zu einer christlichen Station umgewandelt. Auf der Höhe erstand in kurzer Zeit eine bescheidene Kirche, ein Wohnhaus für die Europäer und ein kleineres Gebäude für Negerwohnungen und Wirtschaftszwecke. An den Abhängen des Hügels aber sind Baum- und Gemüseanpflanzungen angelegt worden, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Die Bevölkerung ist in jeder Hinsicht entgegenkommend. An den Sonntagen, wo die Arbeiten auf der Station eingestellt werden, sehen die Missionare immer zahlreiche Besucher bei sich. Natürlich bildete die fremde Sprache in den ersten Monaten ein Hindernis für den regen Gedankenaustausch. So beschränkten sie sich darauf, den Eingebornen biblische Bilder zu zeigen und die Erklärung im Kisuaheli beizufügen, die ein Dolmetscher dann in die Sprache des Landes übertrug. Allmälig sind sie im Sprachstudium aber soweit gekommen, daß sie selbst sich zur Not verständlich machen können. Von den Gängen in die benachbarten Ortschaften kehrten sie bisher immer sehr befriedigt zurück. Ein Versuch, die Kinder zur Schule zu bekommen, ist dagegen noch nicht geglückt. Die isolierte Lage von Hohenfriedeberg, das ein Stück von den nächsten Dörfern entfernt liegt, mag daran Schuld sein. Ganz überraschend ist das Verlangen der benachbarten Stämme, deren Vertreter wiederholt ausgesprochen haben, daß sie auch gern Missionare bei sich sehen würden. Es ist ihnen klar gemacht worden, daß es sich bei der Mission nicht etwa um irgendwelche äußere Vorteile handelt, aber sie blieben dabei, „die Sache Jesu“ haben zu wollen. Wenn nicht alles trügt, bietet sich hier gute

Gelegenheit, mit der Errichtung von Stationen nach dem Kilimandscharo hin fortzufahren.

Sowohl in Dar-es-Salaam, wie in Tanga und Hohenfriedeberg haben noch keine Heidentaufen stattgefunden; im Taufunterricht befinden sich aber einige Personen. Römische Missionare hätten sicherlich schon längst getauft. In der evangelischen Mission ist man dagegen vorsichtiger beim Gebrauch des Sakraments.

Außer der jungen deutsch-ostafrikanischen Missionsgesellschaft haben sich in der neuesten Zeit noch zwei ältere deutsche Gesellschaften im Kolonialgebiete niedergelassen, die Brüdergemeine und Berlin I. Sie haben einen gemeinsamen Plan für den Beginn der Arbeit entworfen. Der Ort ihrer Wahl liegt fern von der Küste im Berglande am Nordende des Nyassasees. Dort kommen sie zu Völkern, die noch nicht vom Strudel des Koloniallebens ergriffen sind, bei denen aber, wie ein in der Nähe stationierter schottischer Missionar mitteilte, viel Empfänglichkeit für das Evangelium vorhanden ist. Die beiden Missionsgesellschaften beschlossen, ihre ersten Stationen nahe bei einander anzulegen, damit die Boten der einen denen der andern in Krankheitszeiten oder andern Nöten zur Stütze dienen könnten. Später sollen ihre Wege auseinander gehen. Der 34. Längengrad soll etwa die Grenze bilden, die Berliner wollen sich von da östlich, die Herrnhuter nordwestlich wenden. Die beiden mit großer Sorgfalt zusammengesetzten Reisekarawanen, von denen die der Berliner den erfahrenen Missionssuperintendenten Merensky als Oberhaupt hat, gingen im Frühjahr 1891 fast zu gleicher Zeit aus der Heimat ab und sind auch bald nacheinander am Ziele angelangt. Sie benutzten den von den englischen Missionaren am Nyassa schon viel gebrauchten Wasserweg Sambesi-Schire-Nyassa, wo sie überall einen regelmäßigen Dampfschiffverkehr und auf den zahlreichen Missionsstationen am Wege die liebenswürdigste Gastfreundschaft fanden. Sie erreichten ohne jeglichen Unfall in überraschend schneller Zeit Karonga, die am Nordende des Nyassa gelegenen Kopfstation der Stevensonstraße. Ohne viel Aufenthalt sind sie aus der fieberreichen Niederung am See hinauf in die kühleren Ausläufer des

Livingstone-Gebirgs gezogen. Von Kararamuka, einer halbverlassenen schottischen Missionsniederlassung, aus wurden nach kurzem Suchen geeignete Plätze im Lande der Konde gefunden. Den zuerst gekommenen Herrnhutern wurde am Rungweberge beim Häuptling Makapatile ein freundlicher Empfang zu Teil. Der Ort, der ihnen zur Station gewährt wurde, verbindet mit Fruchtbarkeit, Wasserreichtum und Naturschönheit eine hohe und darum verhältnismäßige gesunde Lage, wie auch eine ziemliche Dichtigkeit der Bevölkerung. Leider mußte es ihre erste Arbeit sein, einen der Ihrigen, der auf dem Wege fast immer fieberkrank gewesen war, zu begraben. Der Gesundheitszustand der andern besserte sich in der Gebirgsluft wieder. Nach einigen Wochen kam auch die von Merensky geführte Missionskarawane an, die in den Reihen der Europäer einige Zuluchristen aus Südafrika zählte. Berlin I. hat dort unter dem den Deutsch-Ostafrikanern stammverwandten Volke schon zahlreiche Missionsgemeinden. Auch sie mußten dem Fieber, von dem sie fast alle gepackt wurden, gleich bei ihrem Eintritt in Afrika ein Opfer bringen. Einer der Missionare ward so elend, daß er sich auf dringenden ärztlichen Rat zur Umkehr entschloß. Die andern erreichten Anfang Oktober glücklich das Land ihrer Sehnsucht. Auch sie wurden von den Eingebornen freundlich willkommen geheißen und siedelten sich auf einem über dem Lufiraflusse gelegenen Hügel Namens Pipayika an. Zu Ehren ihres langjährigen Direktors, der am Tage der Niederlassung gerade sein Jubiläum feierte, hießen sie die Station Wangemannshöhe. Sie liegt nur einige Stunden von der Niederlassung der Herrnhuter entfernt. So haben denn die drei Herrnhuter Sendboten und die neun Mitglieder der Berliner Missionskarawane von den Gebeten der Missionsgemeinden in der Heimat begleitet ihr Arbeitsfeld betreten. Möge ihrem Werke ein gesegneter Fortgang beschieden sein.

Hiermit ist der Überblick über die derzeitigen evangelischen Missionsbestrebungen in Deutsch-Ostafrika abgeschlossen. Wir sehen, daß sechs Gesellschaften (drei englische und drei deutsche) in diesem Gebiete thätig sind und 25 Stationen angelegt haben. Wenn man einen Einblick in die Opfer an Menschenleben und Geldmitteln hat, die diese 25 Niederlassungen gekostet haben, so bekommt man Respekt vor der

Zahl. Sieht man sie aber im Hinblick auf die großen, weiten Länderstrecken an, deren Christianisierung ihre Aufgabe ist, so erscheint sie doch immer noch sehr klein. Deutsch-Ostafrika ist ja noch einmal so groß, wie ganz Deutschland. Was haben da 25 Stationen zu bedeuten! Zudem sind jene 25 Punkte nicht einmal gleichmäßig über unser Gebiet verteilt. Im nördlichen und im südlichen Küstenlande finden wir sie verhältnismäßig dicht gesäet, der Karawanenweg nach dem Seengebiete ist auch noch erträglich besetzt, aber etwa die Hälfte von ganz Deutsch-Ostafrika hat keine einzige evangelische Missionsstation aufzuweisen. Vor allem zeichnet sich das ganze Gebiet im Westen längs des Tanganjika-Sees durch eine erschreckende Leere aus, desgleichen die südliche Provinz zwischen den Flüssen Rufidschi und Rovuma. Auch das schöne Gebirgsland zwischen dem Kilimandscharo und dem Viktoria-Nyanza weist noch eine große Lücke auf. Wenn man bedenkt, daß gerade dieser Teil unserer Kolonie in den nächsten Jahren durch die projektierte Eisenbahn dem Verkehr erschlossen werden soll, oder daß der für den Tanganjika-See bestimmte Wissmann-Dampfer bereits unterwegs ist, so erscheinen die leeren Flecke auf der beigefügten Kartenskizze besonderer Beachtung von seiten der Missionsgesellschaften werth. Sie erheben von neuem die Klage: „die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige.“

Fragt man nach den Erfolgen, welche die Predigt des Evangeliums bisher erzielt hat, so wird die Antwort ganz ähnlich lauten müssen. Gewiß, es sind Erfolge da. Wir sahen oben bei unserm Rundgange durch die verschiedenen Missionsniederlassungen Kirchen und Schulen, die von den Eingebornen oder doch mit ihrer Hilfe erbaut sind, zahlreich besuchte Gottesdienste und vereinzelt auch eine überraschende Liebe zum Worte Gottes. Wenn man das Leben auf den Stationen ausführlicher beschreiben wollte, würden auch hier und da die Wirkungen der Missionsthätigkeit im Leben der Eingebornen noch viel deutlicher geworden sein, als man es z. B. aus der Zuverlässigkeit der christlichen Reisebegleiter oder der Anhänglichkeit an die Missionare während des Araberaufstands erkennt. Aber diesen kleinen Lichtpunkten stehen doch noch große und tiefe Schatten gegenüber. Was wir jetzt sehen, ist doch nur erst ein kleiner

Anfang. Es ist der ersten Aussaat in den Frühlingstagen zu vergleichen. Wird die Saat gut aufgehen, fröhlich wachsen und reichlich Früchte tragen, oder sind Maifröste und Unwetter, wohl gar eine Fehlernte zu befürchten? Das Schlußkapitel soll die Antwort auf diese Fragen zu geben versuchen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Hoffen und Bangen.

Unsere Kolonialgeschichte hat trotz der Kürze der Zeit schon ganz verschiedene Stimmungen in den beteiligten Kreisen zu verzeichnen gehabt. Im Anfang ein übermütiges Kraftgefühl, das durch das Gelingen manch kühnen Wagnisses zu bedenklicher Höhe gehoben wurde. Dann aber während des Araberaufstands ein ebenso kräftiger Rückschlag, bei dem die Kolonialbegeisterung zuweilen bis auf den Nullpunkt sank. Seitdem ist es wieder in gesunder Weise bergauf gegangen. Man hütet sich vor allen gewagten Unternehmungen, hält aber das Ergriffene mit Zähigkeit fest. Mit echt deutscher Energie verfolgt man seinen Zweck; das kann man wohl als das Kennzeichen der jetzigen Periode in unserer Kolonialentwickelung ansehen. Es geht in gesunder Weise vorwärts.

Auch in Bezug auf die evangelische Missionsthätigkeit in Deutsch-Ostafrika kann man von einer gesunden Entwickelung reden. Es hat in den Missionskreisen beim ersten Kolonialtaumel nicht an Schwärmern gefehlt, aber sie haben kein Unheil anrichten können. Wir verdanken das hauptsächlich den unermüdlichen Ratschlägen und Warnungen erfahrener Missionsmänner, wie D. Warneck u. a. Dieselben haben zuerst wegen der Unsicherheit der kolonialen Erfolge zu großer Zurückhaltung gemahnt. Und die Erfahrungen mit der Gefährdung vieler Missionsstationen durch Buschiri und seine Horten haben ihnen Recht gegeben. Beim Neubau der kolonialen Einrichtungen aber ist auch die Mission mit zahlreichen Arbeitskräften auf den Plan getreten, und wenn man jetzt von einer gesunden Entwickelung der Kolonialunternehmungen reden darf, so kann man das Gleiche auch von unseren Missionsbestrebungen sagen. Es geht langsam, aber stetig vorwärts.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
UB DFG

Das Ende kann denen, die dem Werke der Heidenmission dienen, keinen Augenblick zweifelhaft sein. Die Verheißungen, die der Herr der Kirche der Missionsarbeit gegeben hat, machen es ihnen zur Gewißheit, daß der Sieg des Kreuzes auch auf dem Boden Ostafrikas nur eine Frage der Zeit ist. Es waren der christlichen Kirche vor 1000 Jahren unter den heidnischen Germanen im Grunde keine geringeren Aufgaben gestellt, als jetzt unter den Negern in Usambara; und sie ist ihnen gerecht geworden. Die Siegeslieder werden in Ostafrika freilich noch lange nicht am Platze sein. In der dortigen Missionsarbeit sind wir jetzt erst etwa an dem Punkte angelangt, wo in der deutschen Kirchengeschichte Bonifatius und Ansgar auftraten. Von ihnen an gerechnet hat es bekanntlich noch mindestens vier Jahrhunderte gedauert, ehe man von einem christlichen Deutschland reden konnte. Nun ist zwar mit Bestimmtheit zu hoffen, daß die Christianisierung Deutsch-Ostafrikas in unserem schnelllebigen Zeitalter in einem viel kürzerem Zeitraume erfolgt, aber das jetzige Geschlecht wird sie ohne Zweifel nicht erleben. Wir denken in dieser Hinsicht nüchterner über die Zukunft der Heidenmission, als gewisse amerikanische Missionskreise, die den Sieg des Evangeliums auf der ganzen Erde beschleunigen möchten, daß die Welt bereits am Anfange des 20. Jahrhunderts als bekehrt gelten soll.

Es lassen sich, menschlich geredet, mancherlei Gründe für einen schnellen Sieg des Christentums in Deutsch-Ostafrika geltend machen.

Der größere Teil des Gebietes steht wie den Forschungsreisenden und Kolonisten, so auch den Missionaren offen. Die Reise in das Seengebiet, die noch vor 25 Jahren die kühnsten Forscher zurückschreckte, wird jetzt jährlich zu verschiedenen Malen von Expeditionen und Missionskarawanen unternommen. Während noch Stanley und seine Nachfolger an der Grenze jedes Negerstammes aufgehalten wurden und in der umständlichsten Weise den Durchgangszoll zahlen mußten, verschwinden diese zeitraubenden Quälereien auf den beliebtesten Reisewegen schon jetzt. Auch an anderen sehr willkommenen Mitteln zur Beschleunigung der Reise wird es nicht lange mehr fehlen. Der erste Teil einer Eisenbahn von Tanga bis zum Victoria Nyanza ist eine beschlossene Sache. In Bukoba

am Westufer dieses Sees ist eine Schiffswerft entstanden, auf welcher Fahrzeuge für den Verkehr längs der deutschen Ufer gebaut werden sollen. Der Wissmann-Dampfer für den Tanganjika-See ist unterwegs. Alle diese Unternehmungen, die von Haus aus nur für weltliche Zwecke bestimmt sind, werden auch für die Missionsniederlassungen von weittragender Bedeutung sein. Sie müssen auch in ihrer Weise dem Reiche Gottes dienstbar werden und dazu beitragen, daß das Wort Gottes schneller laufe.

Ein anderes Erleichterungsmittel, das die göttliche Vorsehung für die Mission geschaffen hat, ist die Verkehrssprache, das Kisuaheli. Die schnelle Ausbreitung des Christentums in der apostolischen Zeit ist bekanntlich zum Teil auch dem Umstande zu danken gewesen, daß die griechische Sprache damals in den Ländern von Jerusalem bis Rom von allen Gebildeten verstanden wurde. So konnten die ersten Verkündiger des Christentums das ganze damalige Missionsfeld bereisen ohne Sprachstudien zu machen. Ähnlich liegen die Verhältnisse in unserem Kolonialgebiete. Das Kisuaheli ist die Verkehrssprache, die eine Brücke über die verschiedenen Sprachgebiete der zahlreichen Negerstämme hinwegbaut, und wenn auch das Volk in seinen breiteren Schichten sie nicht versteht, zur Anbahnung des Verkehrs genügt sie doch allenthalben. Fast auf allen Missionsstationen konnte sie mit Erfolg bei den ersten Gottesdiensten benutzt werden, zumal da in ihr schon die wichtigsten christlichen und kirchlichen Begriffe eine Ausprägung gefunden haben. Das neue Testament ist in diese Sprache übersetzt und leistet den Missionaren die vortrefflichsten Dienste.

Die eingeborene Bevölkerung hat sich in der neuesten Zeit sehr entgegenkommend und empfänglich gezeigt. Bei dem jetzigen Laufe der Dinge war das nicht anders zu erwarten. Die Kulturüberlegenheit der Europäer hat von Grund aus das Vertrauen erschüttert, das der Neger bisher zu den von den Vätern ererbten Anschauungen und Gebräuchen hatte; der heidnische Aberglaube mit seiner Macht über die Lebensgewohnheiten gehört auch dazu. Notgedrungen werden sie sich nach einem Ersatz für die preisgegebenen religiösen Anschauungen umsehen müssen. Schon dieser Umstand erklärt zum guten Teil die freundliche Aufnahme, welche die Missionare in Hohenfriedeberg oder in Wange-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
UB DFG

mannshöhe und bei Makapalile gefunden haben. In der Umgebung des erstgenannten Ortes geschah es sogar, daß die Boten der benachbarten Volksstämme baten, man möchte auch zu ihnen Lehrer schicken. Das ist eine erfreuliche Erfahrung, die man in den afrikanischen Missionen bisher noch nicht allzu oft gemacht hat. Solche Vorkommnisse müssen auch eine nüchterne Missionsleitung zur Erweiterung ihres Arbeitsfeldes ermutigen und die Missionsfreunde in der Heimat zu vermehrten Leistungen für das Werk anspornen.

Aus alledem wird man den Schluß ziehen dürfen, daß jetzt der Bann gebrochen ist, unter dem einst Krapf und Rebmann seufzten. Eine hoffnungsvolle Missionszeit ist angebrochen, eine Zeit, wie sie die christliche Kirche an anderen Orten der Erde schon wiederholt gefunden und mit dem besten Erfolge benutzt hat. Der Straßburger Professor Lucius hat kürzlich in einer Brochüre die Zukunft der Heidenmission darzulegen gesucht und dabei zum Vergleich auf zwei Geschichtsperioden hingewiesen, die für die Beurteilung der Frage bedeutungsvoll sind. Er sagt: „Sowohl für das römische Reich als für die mittelalterliche Welt ist die Bekehrung zum Christentum eingeleitet und begleitet von der Umsetzung beinahe aller bestehenden Verhältnisse". Und nachdem er das an der Hand der Welt- und Kirchengeschichte nachgewiesen, kommt er zu dem allgemeinen Schlusse: „In der unzweideutigsten Weise lehrt die Geschichte, daß die Bekehrung ganzer Völker zum Christentum nicht einen Vorgang bildet, der unabhängig von andern zustande kommt, sondern daß er immer zusammenfällt mit der Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse d. h. mit dem Zurücktreten und Untergang des Alten, mit dem Aufkommen und Sicheinbürgern eines Neuen." Wenn Lucius recht hat, so läßt sich aus diesem Satze eine Nutzanwendung auf die ostafrikanische Mission machen. Bisher überwog in unsern evangelischen Missionskreisen das Bestreben, die an der Küste wohnenden und durch den Weltverkehr vielfach verdorbenen Neger möglichst zu übergehen und ihr Zelt weiter im Innern bei den „richtigen, noch unverdorbenen Heiden" aufzurichten. Es ist bei der Gründung der ostafrikanischen Missionen in den letzten Jahrzehnten vielfach nach diesem Grundsatze gehandelt worden. Wir können den Missionaren,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die das gethan haben, zutrauen, daß sie ihre guten Gründe hatten, wenn sie so und nicht anders handelten. Aber wenn man aufs Ganze und Große sieht und an die Entwickelung der Missionen in der Zukunft denkt, so dürfte allerdings auch den heidnischen Volksstämmen, die sich zuerst mit der bei ihnen eindringenden europäischen Kultur und der damit zusammenhängenden Umgestaltung aller bestehenden Verhältnisse auseinander zu setzen haben, eine größere Beachtung zu schenken sein. Sollte der Erfolg der Missionsthätigkeit auch bei ihnen in Bezug auf die Einzelbekehrung und die Bildung christlicher Charaktere weniger erfreulich sein, als weiter im Innern, wo die von den Boten des Evangeliums ausgestreute Saat eine größere Stille zum ungestörten Keimen und Aufgehen findet, so würde sich doch die Vernachlässigung der Küstenvölker am schnellsten und am empfindlichsten rächen.

Dieser letztere Gedanke bestimmt offenbar die Kolonialregierung zu ihrem entgegenkommenden Verhalten gegen alle Missionsbestrebungen. Nicht bloß in der Heimat räumt man den Vertretern der Mission eine Stimme im Kolonialrate ein, auch in Deutsch-Ostafrika selbst hören wir von Zeit zu Zeit das Lob derer, die an der Spitze stehen, aus dem Munde der Missionsarbeiter singen. Besonders dem Gouverneur v. Soden wird ein Verständnis für die Mission und das freundlichste Entgegenkommen gegen die Missionare nachgerühmt. Für die Fehlgriffe einzelner Männer, die nur in einem losen Verhältnis der Unterordnung zu ihm stehen, wird man ihn wie überhaupt die Kolonialregierung, wohl nicht verantwortlich machen dürfen. Über Fehlgriffe in der Behandlung der Missionen haben wir allerdings zu klagen. Es sei nur einer genannt: die offenkundige Bevorzugung der römischen Mission. Sie trat schon vor einigen Jahren bei dem Wissmannschen Missionsstreit mit aller Deutlichkeit hervor. Die katholischen Patres wurden da als wahre Muster missionarischer Weisheit gepriesen, während die evangelischen Missionare, die nachweisbar in Afrika viel erfolgreicher gearbeitet haben, als höchst unpraktische, ja sogar gefährliche Leute hingestellt wurden. Herr v. Wissmann empfängt jetzt dafür in dem katholischen Missionsblatt „Gott will es“ (1. Mai 1892) seinen Lohn. Der Pater Acker aus Sansibar rühmt ihn dort „als einen Förderer

unserer heiligen Religion“ wegen seines kräftigen Vorgehens im Lande. Auch Dr. Peters, der aus einem evangelischen Pfarrhause stammen soll, hat sich in ganz offenkundiger Weise auf die Seite der römischen Missionare gestellt. So wohnte er z. B. bei seinem Aufenthalte in Uganda nicht bei den evangelischen Missionaren, wie man unbefangenerweise hätte erwarten können, sondern bei den Katholiken. Jene waren allerdings zufälligerweise Engländer von Geburt. Aber die Katholiken standen ihm durch ihre Abstammung sicherlich nicht näher, sie waren — Franzosen. An Gründen für die Bevorzugung der römischen Mission fehlt es ja freilich nicht. Man will sich offenbar damit für die Unterstützung der Kolonialpolitik durch das Zentrum dankbar beweisen. Auch mögen sich die römischen Missionare etwas williger für weltliche und besonders politische Zwecke gebrauchen lassen, als die evangelischen. Wenn darin aber wirklich die Erklärung für das einseitige Verhalten jener Kolonialmänner zu suchen ist, so sollte man das auch ehrlich sagen. Man wird dann freilich auf jener Seite in die Verlegenheit kommen, bei den katholischen Patres etwas zu loben, was man früher bei den Missionaren aufs heftigste tadelte. Wie vielen Verdächtigungen sind doch im Anfange unserer Kolonialzeit die englischen Missionare ausgesetzt gewesen; sie wurden geradezu als politische Agitatoren angesehen, bis sachkundige Männer vor aller Welt die Haltlosigkeit solcher Beschuldigungen darlegten. Bis in die jüngste Zeit herein hat in gewissen Kolonialkreisen die gereizte Stimmung gegen einen Teil der evangelischen Glaubensboten nachgehalten, bloß weil sie Engländer waren. **Es wird darum die Pflicht der deutschen Missionsfreunde bleiben, sich in Wort und Schrift als Brüder der englischen Missionare zu erkennen zu geben und ihre Sache so zu vertreten, als ob es ihre eigene wäre.** Schon die Pflicht der Dankbarkeit muß uns dazu veranlassen. Von englischer Seite hat man unsern deutschen Missionsleuten weder in Indien, noch in Englisch-Ostafrika, noch sonstwo auf der Erde irgendwelche Hindernisse in den Weg gelegt. Im Gegenteil: im wohlverstandenen eigenen Interesse hat die englische Regierung die evangelischen Missionare gewähren lassen und unterstützt, mochten sie kommen, aus welchem Lande sie wollten. Man darf das gute Vertrauen zur Reichsregierung haben, daß sie das in

Deutsch Ostafrika auch thut und die Grundsätze der Parität gegen die Vertreter beider Konfession mit aller Ehrlichkeit durchzuführen sucht.

Es fehlt nach dem Gesagten nicht an mancherlei Anzeichen für eine gedeihliche Entwickelung der Missionsbestrebungen in unserem Gebiete. Immerhin werden wir gut thun, die Erwartungen auf eine schnelle und leichte Ernte nicht zu hoch zu spannen. Das ostafrikanische Missionsfeld hat auch seine Dornen und Disteln. Eine Hauptschwierigkeit liegt in der eigenartigen Bevölkerung. Die Orte an der Küste haben eine aus drei Bestandteilen zusammengesetzte Bewohnerschaft. Die Neger treten hier hinter den Arabern und Indiern mehr oder weniger zurück. Auf das Gewinnen dieser beiden aber wird sich die Mission schwerlich viel Hoffnung machen dürfen. Wie schwer die Muhammedaner zu bekehren sind, dafür sind die im Ganzen und Großen bisher unfruchtbaren Bemühungen der Mission in den Gebieten des Islam ein zwar schmerzlicher, aber deutlicher Beweis. Ganz besonders wird das von „unsern" Arabern gelten müssen, denen durch die christlichen Mächte ihr unsauberes Handwerk gelegt wird. Auch die Indier, die man die Geldleute Ostafrikas nennen kann, werden den europäischen Missionar eher mit Mißtrauen als mit Entgegenkommen behandeln. Es wäre möglich, daß man an sie leichter mit Hilfe von christlichen Eingebornen aus Ostindien herankäme, von denen ja schon eine große Zahl zu christlichen Lehrern und Predigern herangebildet sind. Sowohl die Leipziger, wie die Basler und die Goßnersche Mission, um nur die deutschen zu nennen, haben solche indische Missionsgehülfen zur Verfügung. Dagegen dürften der Verkündigung des Evangeliums bei der eigentlichen Urbevölkerung unseres Kolonialgebiets, den Negern, kaum besondere Schwierigkeiten erwachsen. Wenn sie erst verstehen werden, was die Missionare ihnen bringen, läßt sich sogar annehmen, daß sie dieselben als ihre Wohlthäter begrüßen. Dieselben bahnen für sie ja vor allem Befreiung von dem drückenden Joche der Sklaverei an, das sie so lange gedrückt hat. Aber gerade in der Sklavenfrage liegt wieder eine weitere Erschwernis für die Missionsarbeit. Nicht als ob die evangelischen Missionare in Verlegenheit kämen, wie sie sich zur Sklaverei stellen sollen. Die Ge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
UB DFG

schichte anderer Missionsgebiete mit ihren guten und schlimmen Erfahrungen bei Beseitigung der Sklaverei ist ihnen eine Lehrmeisterin dafür gewesen. Die meisten Schwierigkeiten verursachen der Mission die Anforderungen, die an sie mit der Zuweisung befreiter Sklaven gestellt werden. Die Regierung weiß mit diesen unglücklichen Geschöpfen natürlich nichts anzufangen; sie übergiebt sie daher den Missionaren. Und diese haben sie bereitwillig genommen und werden sie auch fernerhin nehmen. Aber welche Aufgaben erwachsen ihnen aus der Erziehung einer solchen zusammengewürfelten Gesellschaft, deren Sprache sie nicht verstehen, die körperlich und geistig verkommen sind, bei denen alle guten menschlichen Regungen unterdrückt und dafür alle tierischen Instinkte in der häßlichsten Weise ausgebildet zu sein pflegen! Die englischen Missionare haben in Freretown bei Mombas die Arbeit im großen Stile angefaßt und können jetzt leidliche Erfolge aufweisen. Die Erfahrungen aber die sie dabei machen mußten, haben ihre Geduld und Weisheit auf eine harte Probe gestellt. Hoffen wir, daß auf dem deutschen Gebiete die Karawanen der Sklavenhändler bald ganz verschwinden, sodaß der Mission in den kommenden Jahrzehnten nur die dankbarere Aufgabe zufällt, die geknechteten Negervölker unter einer verständigen Regierung allmählich zur christlichen Freiheit hinüberzuführen.

Auch die mit der größeren deutschen Machtentfaltung wachsende Willigkeit der Eingeboren, die Missionare bei sich aufzunehmen und die Religion der Europäer zu der ihrigen zu machen, hat ihre bedenkliche Seite. Es wird offenbar viel fleischlicher Sinn bei den Taufbewerbern mit unterlaufen. Je zahlreicher die letzteren aber werden, umsoweniger genau können es die Missionare mit dem Einzelnen nehmen. Man wird sich ja freuen dürfen, wenn die Leute sich in größerer Anzahl zum Eintritt in die christliche Kirche melden, aber es kann doch nur ein Freuen mit Zittern sein. Die Beobachtungen auf anderen Missionsgebieten haben die evangelische Mission in dieser Hinsicht vorsichtig gemacht. In schweren Zeiten, wie z. B. bei der großen indischen Hungersnot, sind die Heiden in der Regel zu Hunderten herbeigeströmt und haben von den Missionaren zugleich mit der Linderung ihrer Not die Taufe begehrt. Die Missionsgemeinden hatten in solchen Jahren einen überraschend

starken Zuwachs zu verzeichnen. Aber dem Gewinn an Quantität entsprach die Qualität nicht. Die kommenden Jahre brachten in der Regel viele Rückfälle ins Heidentum. Oder wenn sie in der Gemeinde blieben, machten diese leicht gewonnenen Christen ihren Lehrern unendliche Mühe mit dem unüberwundenen, nur scheinbar abgelegten Heidentum, das sie in die christliche Kirche mit hereingenommen hatten. Vor einem solchen christlich übertünchten Heidentum wird man sich künftig in unsern ostafrikanischen Missionsgemeinden mit aller Sorgfalt zu hüten haben. Es wäre Thorheit, wenn man aus Furcht davor an der offenen Thür, welche die Mission dort findet, vorbeigehen wollte, aber der Zug zum Christentum hin, bei dem es doch im Grunde zunächst auf das Europäertum abgesehen ist, stellt der Mission offenbar eine der schwierigsten Aufgaben. Die deutsche Kirche des Mittelalters hat Jahrhunderte gebraucht, ehe sie sich nur von den gröbsten Überresten des heidnischen Wesens reinigen konnte, das sie infolge der damaligen Missionspraxis, die man auch in gewissem Sinne eine Kolonialmission nennen konnte, in sich aufgenommen hatte.

Leider ist anzunehmen, daß auch unsere deutschen Landsleute in Ostafrika der Ausbreitung des Evangeliums unbewußterweise hinderlich sein werden. Man sagt, daß wir Deutsche uns in mancher Hinsicht vortrefflich zum Kolonisieren eignen. Wir wollen uns das Lob gefallen lassen. Aber als Vertreter des Christentums gegenüber dem Heidentum oder dem Islam eignet sich der Deutsche im allgemeinen offenbar sehr wenig. Jedem christlichen Manne fällt eigentlich in Afrika gewissermaßen eine missionarische Aufgabe zu. Und wenn er auch nicht mit Worten für seinen Glauben einträte, so sollte er doch mit der That den Beweis liefern, daß seine Religion ihn besser und glücklicher macht, als die seiner Umgebung. Zum wenigsten dürfte man erwarten, daß sich christliche deutsche Männer da, wo sie sich in größerer Anzahl niedergelassen haben, zu einer Art kirchlicher Gemeinschaft verbinden, Gottesdienste halten, kurz, — sich einen Ersatz für die kirchlichen Leben in der Heimat verschaffen. Von den Engländern hört man allenthalben, das sie ein derartiges Bedürfnis fühlen und es zu befriedigen suchen, von unseren deutschen Landsleuten aber fast niemals.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main UB DFG

Das thut uns um ihrer selbst willen leid, aber auch wegen des Eindruckes, den ihr Verhalten auf die Heiden machen muß. Aus Ostafrika hört man hin und wieder sehr wenig erfreuliche Mitteilungen über die religiöse Gleichgültigkeit vieler Kolonisten. Da befand sich z. B. in der Borchertschen Expedition ein gewisser Deutscher, dessen Name ungenannt bleiben mag; er hatte eine muhammedanische Frau geheiratet und war endlich selbst Muhammedaner geworden. Wie muß ein solcher Fall die christliche Kirche in den Augen der Afrikaner herabsetzen! Doch man sagt vielleicht: das ist eine vereinzelte Ausnahme. Wir wollen es hoffen, obwohl die persönlichen Verhältnisse von Emin Pascha, soweit sie bekannt geworden sind, mit diesem Falle eine gewisse Ähnlichkeit haben. Leider ist es aber eine Thatsache, die sich mit unzähligen Beobachtungen belegen läßt, daß die meisten unserer Landsleute durchaus gleichgiltig gegen alle kirchlichen Formen und christlichen Lebensgewohnheiten sind. Unvergeßlich ist uns die beschämende Antwort geblieben, die einmal eine deutsche Missionsgesellschaft aus Sansibar empfing, als sie dort bei den evangelischen Missionen anfragte, ob es ihnen denn genehm wäre, wenn auch die Boten der deutschen evangelischen Kirche dahin kämen. Da schrieb ein englicher Missionar, irren wir nicht, war es der Bischof Smythies, man würde es mit Freuden begrüßen, wenn auch von deutscher Seite das Christentum in Sansibar vertreten würde. Das Verhalten der dort wohnenden Deutschen habe schon viel Anstoß erregt. Die Muhammedaner sähen es mit an, wie die Engländer Sonntags in die protestantische Kirche gingen, die Katholiken besuchten die französische Kirche, nur die Deutschen blieben jedem Gottesdienste fern; es scheine, als glaubten sie überhaupt an keinen Gott. Diese Klage ist hoffentlich jetzt, wo deutsche evangelische Missionare regelmäßig in Dar-es-Salaam und Tanga predigen, nicht mehr in ihrem ganzen Umfange aufrecht zu erhalten. Aber davon, daß das Übel ganz überwunden wäre, kann nicht die Rede sein. Die Gottesdienste in Dar-es-Salaam, wo doch eine ziemlich große Anzahl von Europäern wohnen, scheinen sich keines allzu zahlreichen Besuches zu erfreuen. Wenigstens erwähnten die Herrnhuter Missionare, die dort einen kurzen Aufenthalt hatten, daß sich aus der ganzen deutschen Kolonie kaum Einer an dem betreffenden Sonntage zum Gottes-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
UB DFG

dienste eingefunden hätte. Wenn zu dieser kirchlichen Gleichgiltigkeit dann auch noch eine sittliche Laxheit und ein brutales Benehmen gegen die Eingeborenen kommt, wie es auch manchen unserer Landsleute nachgesagt wird, so wird man allerdings die Europäer, die neben dem Missionar unter den Afrikanern leben, in vielen Fällen eher als Hinderer, denn als Förderer des Missionswerkes bezeichnen müssen.

Endlich ist hier auch ein Übelstand unter den Glaubensboten selbst zu nennen, nämlich das Zusammentreffen der evangelischen und der katholischen Missionare. Es ist traurig, daß darunter die Ausbreitung des Evangeliums zu leiden haben soll; aber es ist eine Thatsache. Wie gut könnten beide schiedlich, friedlich ihre Arbeit thun! Auf evangelischer Seite fehlt es an Duldsamkeit und Friedensliebe nicht Die Vertreter der verschiedenen evangelischen Missionsgesellschaften geben viele Beispiele brüderlicher Eintracht. Es ist oben erwähnt worden, daß die Boten der Brüdergemeinde mit den Missionaren von Berlin I im besten Einvernehmen sich nahe beieinander niedergelassen haben. Auch zwischen den englischen Missionen in Usambara und der deutschen in Tanga besteht ein herzlicher, brüderlicher Verkehr. Mit den Römischen ist ein solcher aber ganz unmöglich. Ein klassisches Beispiel dafür ist ihr Auftreten in Uganda. Sie kamen dorthin, als die evangelischen Missionare schon einige Jahre da waren. Die letzteren beriefen sich darauf, daß sie seiner Zeit mit dem friedliebenden Pater Horner in Bagamoyo die Vereinbarung getroffen hatten, die beiden Konfessionen sollten im Innern möglichst getrennte Wege gehen und sich keine Konkurrenz machen. Darauf erwiderten die römischen Ankömmlinge — sie standen nebenbei gesagt unter der Aufsicht des Kardinals Lavigerie —: das Abkommen wäre ihnen nicht unbekannt, aber sie fühlten sich dadurch nicht gebunden, weil Pater Horner einem anderen Orden angehöre. Welche traurige Rolle sie bald nach ihrer Ankunft am Hofe des Königs Mtesa gespielt, wie sie den evangelischen Gottesdienst gestört und welcher gehässiger Äußerungen gegen die evangelischen Missionare sie sich schuldig gemacht haben, das würde man kaum glauben, wenn man es nicht in der obenerwähnten Biographie Mackays von einem Ohrenzeugen Schwarz auf Weiß besäße. Leider ist auch in un-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main UB DFG

serem Gebiet an einem Orte schon wieder der Keim zu derartigen Verwickelungen gelegt: in Dar-es-Salaam. Nachdem sich dort die evangelische Mission schon einige Jahre lang niedergelassen hatte, siedelten sich am gleichen Orte vor kurzer Zeit die bayerischen Benediktiner an; es liegt, wie man weiß, Grundsatz in diesen Konkurrenz-Niederlassungen: ein päpstliches Rundschreiben an die Missionsbischöfe hat es geradezu empfohlen, neben jeder evangelischen Station eine römische zu errichten. Daß der Sache des Christentums damit nicht gedient wird, liegt auf der Hand. Die Wirren in Uganda liefern einen traurigen Beleg dazu.

So türmen sich ganze Berge von Schwierigkeiten vor den Vorkämpfern der evangelischen Wahrheit in Deutsch-Ostafrika auf. Der Gefahren für Leben und Gesundheit dieser wackern Männer haben wir dabei noch gar nicht einmal gedacht. Das Fieber gehört leider zu den regelmäßigen Gästen in den Missionshäusern, die natürlich viele Bequemlichkeiten entbehren müssen, die sich die gut besoldeten Kolonialbeamten und die noch viel besser gestellten Kaufleute gestatten dürfen. Wir wollen die Totenliste der ostafrikanischen Missionen nicht zusammenstellen; sie würde einen sehr niederschlagenden Eindruck machen. Man wird von der Wahrheit nicht weit abkommen, wenn man sagt, daß von den ausgesendeten Missionaren nach zehn Jahren kaum noch die Hälfte im Dienste ist; die andere Hälfte hat man begraben oder aus zwingenden Gesundheitsrücksichten nach Hause schicken müssen. Aber diese Gefährdung durch das Klima wollen wir hier gar nicht einmal betonen; sie ist in anderen Teilen Afrikas in gleicher Weise vorhanden, wenn nicht in höherem Grade.

Hält man nun nebeneinander, was uns bei der Missionsthätigkeit in unserer Kolonie ermutigt und was uns andererseits die Arbeit erschweren wird, so stellt sich heraus, daß wohl auf keiner von beiden Seiten das Schwergewicht liegen wird. Den Lichtpunkten stehen ungefähr ebenso viele Schattenseiten gegenüber und auch hierbei findet man die alte Erfahrung bestätigt, daß dieselben Verhältnisse, die auf der einen Seite dem Evangelium förderlich sein werden, ihm auf der anderen Seite Schwierigkeiten bereiten.

Aber mag nun die Missionsarbeit in Deutsch-Ostafrika schwer sein oder leicht, sie muß gethan werden und sie

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
UB DFG

wird gethan werden. Gott segne die Männer und Frauen, die mit viel Selbstverleugnung die Hand ans Werk gelegt haben, mit dem sie sowohl dem Reiche Gottes wie unserem irdischen Vaterlande einen Dienst erweisen. Er lasse viel edle Frucht unter ihren Händen wachsen. Aus der heimatlichen Kirche aber erwecke er ihnen viele Nachfolger, damit die evangelische Wahrheit nicht bloß tropfenweise, sondern in Bächen oder lieber in Strömen in das durstige Land hinausfließe, das Gott dem evangelischen Deutschland und also auch unsern Missionskreisen gerade jetzt vor die Füße gelegt hat.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
UB
DFG